XI.

Zur Beurtheilung Heinrich des Zweiten.

Von

Rudolf Usinger.

Die Persönlichkeit des letzten deutschen Königs aus dem sächsischen Hause ist, mit großer Einmüthigkeit, von den Historikern vieler Jahrhunderte in schärfern Umrissen als die der meisten seiner Vorgänger oder Nachfolger gezeichnet worden. Das Bild war kein günstiges. Man schilderte Heinrich II. wie einen Betbruder, wie einen schwachsinnigen, zerknirschten Büßer auf dem Throne, der sich nur ungern von den Werken, worin er eine Befriedigung seines Gemüths fand, abwandte, um die Pflichten seines hohen Amtes wahrzunehmen. Seine Regierung habe, so folgerte man dann weiter, allein schon aus diesem Grunde, noch mehr aber weil er, eben in Folge seiner religiösen Richtung, der Kirche sehr ergeben gewesen, ihren Uebergriffen häufig nicht entgegen getreten sei, vielmehr noch durch große Schenkungen aus dem Reichsgute ihren Reichthum vermehrt, den des Reiches vermindert habe, nur nachtheilig auf die Entwickelung unseres Vaterlandes eingewirkt. — Die Richtigkeit dieses Bildes wurde geraume Zeit hindurch selbst von den besten Historikern ohne nähere Prüfung angenommen, und so blieb es lange unbeachtet, daß dasselbe nicht den unmittelbaren Quellen für die Geschichte Heinrich II. entnommen ist, sondern vielmehr beides, Entstehung wie Schärfe, vorzugsweise den Ueberlieferungen verdankt, die sich in dem dankbaren Bisthum Bamberg von dem Gründer erhielten und die hier, kurze Zeit nach der

auf Grund derselben [1]) im Jahr 1146 von Papst Eugen III. erlangten Heiligsprechung des Königs, von einem gewissen Adalbert mit Hülfe anderer Nachrichten zu einer Lebensbeschreibung Heinrich II. verarbeitet wurden.

Leibnitz ist, so viel ich sehe, der erste gewesen, der die Richtigkeit der Erzählungen Adalbert's bezweifelte. Darauf haben Gundling und Hahn dargethan, daß jenes alberne Geschichtlein von der Jungfräulichkeit des Königs, mit dem die mittelalterliche Kirche ihren Wohlthäter zu preisen gedachte, das dann aber in andern Kreisen und Zeiten ein wesentliches Argument für die nachtheilige Beurtheilung war, eine „gute Fabel" sei. Aber es fehlte doch noch, trotz der vielen Kriege, die wir von ihm kennen, viel daran, in Heinrich II. einen thatkräftigen Mann, einen fähigen Herrscher zu erkennen; „Eigensinn und fliegende Hitze," auch wohl Schwäche und unmännliches Schwanken inneren und äußeren Feinden gegenüber, Halbheit seiner Maßregeln, Mangel an energischer Verfolgung der Ziele, die er sich gestellt, warf man ihm noch immer vor.

Wesentlich anders wurde unser König jedoch seit dem Erscheinen des Bandes der Allgemeinen Kirchengeschichte von Gfrörer beurtheilt, in dem seine Geschichte vorgetragen wird. Hier erscheint Heinrich II. als „der beste Kaiser, den Deutschland gehabt." „So verkehrt auch," heißt es weiter, „Gemeinheit und Unverstand neuerer Geschichtsschreiber über ihn urtheilt, dient zum Troste, daß die Mitwelt und die nächsten Geschlechter zu den Zeiten, da noch politische Einsicht eine fast allgemeine Eigenschaft der Deutschen, etwa wie jetzt der Engländer, war, einen ganz andern Maßstab an Heinrich II. legten." Der Beweis wird durch einige Worte Wipo's, auf die ich unten zurückkomme, sowie durch eine Erzählung in der Lebensbeschreibung des Abtes Richard zu führen versucht. Das wäre hier aber gar nicht einmal erforderlich, denn wenn die Regierung Heinrich's wirklich eine so „glorreiche" gewesen wäre, wie sie von Gfrörer geschildert wird, so würde die Anerkennung auch der Zeitgenossen sich von selbst verstehen. Alles wird an dem Könige gelobt. Er soll nicht allein das Reich wieder hergestellt, die abgefallenen Fürsten und Völker wieder unterworfen haben, sondern auch ein weiser Gesetzgeber sowohl in kirchlicher als staatlicher Beziehung gewesen sein; z. B. „verdankt die Reichs-

ritterschaft als politischer Körper dem Kaiser Heinrich II. ihre Entstehung." Daß sein Leben „sowohl dem Wohle des Vaterlandes als auch dem der Kirche geweiht war," daß er mit weiser Hand die Interessen beider zu leiten wußte, braucht kaum erwähnt zu werden. Zu den vielen Kriegen ist Heinrich stets genöthigt worden, er mußte sie wenn auch wider Willen führen, um „dem Zustande der Auflösung des Reiches, um dem politischen Schiffbruch nach dem Tode Otto III. ein Ende zu machen." „Welche Mühen, welche Arbeiten liegen zwischen den verzweifelten Zuständen Deutschlands am Anfang von Heinrich II. Regierung und der blühenden Lage, in welche er das Reich bei seinem Tode versetzt hatte!"

Auf Gfrörer's Auffassung war offenbar seine bekannte kirchliche Richtung nicht ohne Einfluß gewesen, und so wurde seine Schilderung denn auch mit vielem Mißtrauen aufgenommen; die allgemeinere Beurtheilung Heinrich II. war durch ihn doch nur in sehr geringem Grade erschüttert worden. Es erregte daher nicht geringes Aufsehen, als sich aus dem zweiten Bande der Geschichte der deutschen Kaiserzeit ergab, daß Giesebrecht nicht allein der Grundauffassung Gfrörer's, Heinrich II. habe das zerrüttete Reich, seine Beziehungen nach Innen und Außen wieder in Ordnung gebracht, sondern auch der Begründung derselben in vielfacher Hinsicht zugestimmt. Es wird sich unten ergeben, daß dieses vor allem in der Beurtheilung der kriegerischen sowie der Thätigkeit des Königs auf dem Gebiete der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege der Fall ist. — Freilich geht Giesebrecht, auch abgesehen davon, daß er sich selbstverständlich nicht zu so ungeheuerlichen Hypothesen wie Gfrörer's reiche Phantasie hinreißen läßt, nicht ganz so weit als dieser, aber er steht ihm doch, wenn man die präcisere und dadurch mildernde Darstellung wie auch die Vermeidung überschwenglicher Ausdrücke abrechnet, sehr nahe. Allerdings ist nach der Geschichte der deutschen Kaiserzeit Heinrich II. nicht der „beste" König der Deutschen gewesen, allein es heißt doch von ihm: „Die Geschichte bezeugt, daß er einer der thätigsten und durchgreifendsten Herrscher war, die jemals auf dem deutschen Throne gesessen; sie läßt uns an ihm einen scharfen Verstand und ein organisirendes Talent erkennen, wie es in jenen Zeiten nicht häufig hervortritt. Es war ein schweres Mißgeschick für unser Vaterland, daß ein politischer Kopf, wie Heinrich, fast sein gan-

zes Leben in inneren und äußeren Kriegen hinbringen mußte. So ehrenwerth er seine Waffen führte, ein schönerer Ruhm wäre ihm ohne Zweifel in friedlicheren Tagen erblüht."

Giesebrecht's Auffassung, auf die ich hier besonders Rücksicht nehmen und daher noch häufig zurückkommen werde, fand wohl einigen Widerspruch, dahingegen in den verschiedensten Kreisen bei weitem mehr Zustimmung. Heinrich II. wurde jetzt von vielen als ein Mann, als ein Held des deutschen Volkes angesehen, auf den es stolz sein könne. Man ging zuweilen noch über den Standpunkt Giesebrecht's hinaus und kam auf den Gfrörer's. Ein oberflächlicher Anblick der Regierung unseres Königs muß auch nothwendig jene Ansicht unterstützen, denn nur wenig andere deutsche Könige lebten so sehr in Kriegsgetümmel als gerade er, und häufig wird, namentlich für das Mittelalter, die Thatkräftigkeit einer Regierung lediglich nach den geführten Kriegen beurtheilt. Auf die kriegerischen Unternehmungen Heinrich II. habe ich daher vor allem mein Augenmerk gerichtet und meine, daß gerade diese aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet werden können, als geltend gemacht wird.

Gegen jene Beurtheilung hat sich zuletzt am umfassendsten Souchay in der Geschichte der deutschen Monarchie erklärt, der seine Ansicht schließlich in den Worten zusammenfaßt: „Unter schwierigen Umständen übernahm Heinrich die Regierung; er stellte sich eine große Aufgabe; er erreichte Vieles durch eine aufopfernde Thätigkeit; aber er verfehlte auch Vieles und zwar nicht allein durch die Umstände, sondern durch eine übermäßige Ausdehnung seiner Wirksamkeit; er hat für die Bildung der Nation viel gethan, aber den später hervortretenden Uebermuth der Hierarchie unwissentlich, ja kurzsichtig vorbereitet." — Hirsch scheint sich in seinem umfangreichen Werke über Heinrich II., so weit sich dieses nach dem, vor kurzem erschienenen ersten Bande, dessen Herausgabe mir zum größten Theil übertragen war, beurtheilen läßt, der Auffassung Giesebrecht's angeschlossen zu haben.

Die Voraussetzung, von der die Beurtheilung Heinrich des Zweiten durch Gfrörer und Giesebrecht ausgeht, ist die Zerrüttung des Reiches nach dem Tode Otto III. Wird diese nicht anerkannt, so entbehrt jene ihres vornehmsten Grundes.

Unzweifelhaft möchte es sein, daß das Kaiserthum durch die Auffassung desselben von Seiten der letzten beiden Ottonen stark erschüttert war. Die einzige reale Grundlage dafür, die Vereinigung der beiden Königreiche Deutschland und Italien unter einem König vernichteten sie fast, indem sie, ein Ausdruck des neueren Staatsrechts mag gestattet sein, die Personal- in eine Realunion zu verwandeln suchten. Was mit dem ehemaligen Reiche Lothar's gelungen war, konnte hier, es ist unten weiter davon zu sprechen, den staatlichen Gesetzen nach nicht mit Erfolg unternommen werden. Aber diese Vereinigung beider Reiche beruhte im letzten Grunde wieder auf der Machtstellung des deutschen Königthums, die dann natürlich wieder abhängig war von der Gewalt, die das Oberhaupt des Staates in Deutschland geltend machen konnte. Den Beweis, daß für diese Zeit das umgekehrte Verhältniß angenommen werden müsse, daß also von der Bedeutung des Kaiserthums die Machtfülle der Königsgewalt über Deutschland abgehangen habe, den wird, wie bisher, niemals ein Historiker weder übernehmen wollen noch können. Auch die günstige Beurtheilung Heinrich II. geht von dieser Voraussetzung, die sich sonst häufig genug, freilich meist ganz unbewußt findet, nicht aus. Sie folgert vielmehr: die beiden letzten Ottonen haben sich, indem ihre Thätigkeit durch utopistische Ziele in Anspruch genommen wurde, verhältnißmäßig wenig, und dann häufig nur zum Schaden, um das deutsche Reich bekümmert, dadurch mußte der staatliche Zustand desselben sehr leiden und alle in der Regierung Heinrich II. dahin zielende Erscheinungen sind eine Folge davon.

Für diese Auffassung ist der Charakter der Hauptquelle für die Geschichte unseres Königs maßgebend. Der ehrliche Bischof Thietmar von Merseburg, an dessen Chronik wir hier denken, war, auch selbst für seine Zeit, kein großer Historiker, etwa wie Flodoard, Ruotger, Widukind, Wipo, Adam u. a., er schrieb vielmehr nicht die Dinge in ihrem Zusammenhang und mit einer gewissen Auswahl nieder, sondern alles, was ihn selbst interessirte und was er daher für wissenswerth hielt,

wurde in bunter Reihenfolge, wie es sich gerade ereignet hatte, verzeichnet. Nicht am wenigsten spricht er von sich und seiner Familie. Darin liegt ja nun gerade der gar nicht genug zu schätzende Werth seines Werkes, allein wir dürfen es doch nun auch nicht benutzen wie eine vollendete geschichtliche Arbeit, es muß immer berücksichtigt werden, daß uns eine so unmittelbar aus dem frischen Erlebniß geschöpfte Quelle und damit ein sehr nothwendiges Mittel der Vergleichung, um das Eigenthümliche seiner Zeit festzustellen, für andere Zeiten fehlt. Das macht sich nirgends mehr als bei einer Beurtheilung der innern Zustände geltend. Wir sehen aus Thietmar's Darstellung, wie unsicher alle Verhältnisse gewesen, wie sehr die rohe Gewalt Geltung gehabt, auf einer wie tiefen Stufe in sittlicher und religiöser Beziehung sein Zeitalter stand. Er erzählt nicht wenig Züge eines gewaltsamen Eingreifens in fremdes Eigenthum, wogegen der beste Schutz offenbar war, dem wieder mit Gewalt entgegen zu treten, was in der That auch sowohl von Geistlichen wie Weltlichen, Thietmar erzählt, daß er selbst auf diese Weise die Rechte seines Bisthums gegen die Söhne des Markgrafen Ekkehard vertheidigt habe, gar nicht selten geschah. Aus der Zeit der Regierung Otto III. werden uns schon manche derartige Ereignisse in diesem Werke erzählt, mehr aber noch aus der seines Nachfolgers. Aehnliches wird uns auch in andern gleichzeitigen Quellen, besonders in Thangmar's Biographie des Bischofs Bernward von Hildesheim, in Alpert's Buch über den Wechsel der Zeiten und in der Bischofschronik von Cambrai, berichtet, doch sind hier eigentlich nicht mehr Uebergriffe erwähnt, als wir überhaupt in Schriften dieser Zeiten anzutreffen gewohnt sind. Es muß daher, ganz abgesehen von dem allgemeinen Werthe Thietmar's für die Geschichte Heinrich II., die Unordnung im Reiche hauptsächlich durch die Mittheilungen des merseburger Bischofs erwiesen werden. Davon nun aber, wie man die Ursache aller dieser Unordnungen auffaßt, hängt die Beurtheilung unseres Königs zum guten Theile ab. Es handelt sich nämlich darum, ob man jenen so wenig fest begründeten Zustand mit all seinen Unregelmäßigkeiten als eine Folge der schlechten Regierung von dessen Vorgängern betrachten darf oder nicht.

Wollten wir unsere Kritik nur auf Thietmar, der hier durch Alpert und jene Bischofschronik unterstützt wird, beschränken, so müßte

die Frage bejaht werden. Er beklagt an vielen Stellen, daß die Zeiten jetzt so schlecht geworden, man gebe nichts mehr auf gute, alte Sitte, Zuchtlosigkeit der Frauen, luxuriöser Ueberfluß an Speisen und andern Dingen, Unbotmäßigkeit gegen seinen Herrn, allgemeine Treulosigkeit, Ueberhebung der Niederen, Mißachtung der Kirche und ihrer Diener, kurz alle möglichen Dinge, die nur immer einen, und noch dazu sehr beschränkten, Bischof ängstigen konnten, sollen in der schlechten, neuen, im Gegensatz zu der guten, alten Zeit emporgekommen sein.

Daß diese für ihn so argen Zustände durch die schlechte Regierung der beiden letzten Ottonen herbeigeführt, sagt Thietmar begreiflich nirgends; wie den Pessimisten aller Zeiten, so ist auch ihm vielmehr die Zunahme der Schlechtigkeit der Menschen der Grund alles andern Uebels. Nur die Entfaltung Polen's, worauf unten zurückzukommen sein wird, und damit dann die Leiden, welche Sachsen unter Heinrich II. durch dessen polnische Streitigkeiten zu ertragen hatte, sieht der Chronist so an, als wenn sie durch Otto III. verschuldet seien. Aber trotzdem bleibt, wenn man annimmt, Thietmar's Klage die frühern Zeiten seien besser gewesen, müßte wörtlich genommen werden, nichts anderes übrig, als den Grund dieser Verschlechterung in der Regierung der letzten beiden Könige vor Heinrich II. zu suchen, denn daß dieser daran die Schuld nicht tragen könne, muß alsdann consequent aus dem vielfachen Lobe geschlossen werden, das ihm ertheilt wird. Er soll ja sogar: Urheber der Gerechtigkeit sein.

Aus diesen Schilderungen Thietmar's, denn nur Giesebrecht hat außerdem noch einige Beweismomente, über die in anderm Zusammenhang zu handeln ist, herangezogen, eine allgemeine Zerrüttung des Reiches zu Anfang der Regierung Heinrich II. zu folgern, möchte aber doch bedenklich erscheinen. Es würde das eine Wortkritik sein, gegen die man sicher mit vielem Rechte einwenden könnte, Thietmar habe allerdings eine Verschlechterung in seinem Zeitalter bemerken wollen, in der That dürften aber alle diese Dinge als gar nichts besonderes aufgefaßt werden. Jene gewaltsamen Unternehmungen, sei es, um sich vermeintliches Recht zu verschaffen, oder sei es, um sich fremdes Gut anzueignen, lassen sich noch lange Zeit hindurch in unserer Geschichte wie alltägliche Erscheinungen nachweisen, und nur die Fülle derartiger Ereignisse sowie ihre so häufige, feste Begründung in der

zunehmenden Schlechtigkeit der Menschheit, kann nicht aus den verschiedenen Jahrhunderten durch ausdrückliche Worte von Schriftstellern constatirt werden. Der Grund davon scheint mir, wie schon angedeutet, lediglich darin zu liegen, weil wir keine andere Geschichtsquelle für die ersten Perioden des deutschen Reiches haben, die so unmittelbar aus dem Leben, wie Thietmar, ihren Bericht niederschrieb.

Wenn nun aber aus dem Werke des sächsischen Bischofs die Zerrüttung des Reiches beim Tode Otto III. bewiesen werden soll, so ist erst recht unbegreiflich, woraus „die blühende Lage" zu erkennen sein würde, in der sich nach Gfrörer das Reich beim Tode Heinrich II. befunden haben soll. Ich sehe hierfür, in der Voraussetzung, daß die schlimme Lage derselben zur Zeit der Thronbesteigung, nicht in den späteren Regierungsjahren des letzteren zu suchen ist, wofür allerdings sprechen möchte, daß die Schilderungen der vielen Unthaten bei Thietmar in Folge der ausführlicheren Erzählung zunehmen, je mehr er sich dem Ende nähert, ja daß er zuletzt sogar zu dem Ausruf kommt: „es ist, als ob wir gar keinen König mehr hätten," [2]) keinen andern Grund als den, weil wir vom Jahre 1018 an von jenen ewigen Unordnungen nichts mehr hören, mit andern Worten, weil mit diesem Jahre Thietmar's Chronik endet. — Giesebrecht geht jedoch auch hier nicht so weit, denn er erkennt doch mehrfach an, daß Heinrich, freilich durch die Zeitumstände gezwungen, an der Ausführung großer Probleme, trotz seiner Befähigung dazu gehindert worden sei. Durch seine ganze Darlegung zieht sich aber die Auffassung, die inneren und äußeren Kriege seien Symptome der Zerrüttung des Reiches und somit Thietmar's Schilderungen gleichsam nur charakteristische Illustrationen zu jenen erheblichern Erscheinungen, woraus dann folgt, daß in dem Aufhören letzterer eine Erreichung des angestrebten Zieles zu sehen sei. „Fast zwanzig Jahre," heißt es im Umblick, „mußte Heinrich für den Bestand des Reiches die Waffen gezückt halten. — Wie oft hat er die Waffen gezogen, um die übermüthigen Vasallen des Reichs zu züchtigen! Es war sein Verdienst, wenn sich das deutsche Volk nicht in eine Anzahl fast selbständiger Lehnsherrschaften auflöste wie Burgund. Und unablässig war er auf dem Plan, wenn äußere Feinde seine Herrschaft bedrohten. — Den kriegerischen Geist unseres Volks, der sich Jahrzehnde hindurch nur in inneren Fehden und unfruchtbaren Grenzhän-

deln befriedigt hatte, lenkte dieser Kaiser wieder auf große nationale Ziele und kräftigte durch namhafte Erfolge das Bewußtsein von der Einheit der deutschen Stämme." Wenn sich nun aber die Ereignisse während der Regierung Heinrich des Heiligen nicht anders auffassen ließen, wer würde dann denselben nicht geradezu als größten König der Deutschen bezeichnen!

Bevor ich mich jedoch zu einer Betrachtung der betreffenden Ereignisse und damit dann zu einer Kritik jener Auffassung wende, mögen hier erst noch die Momente besprochen werden, in denen gleichfalls wie in den vielen kriegerischen Unternehmungen und den uns bei Thietmar geschilderten socialen Zuständen eine allgemeine Zerrüttung des Reiches beim Tode Otto III. erkennbar sein soll. Es handelt sich hier hauptsächlich um das Verhältniß der Großen zur Krone. Noch in dem Jahrhundert unseres Königs triumphirten jene über diese, zeigten eine Ueberlegenheit, deren Wurzeln weit in die Vergangenheit, ja sicher weit über die Zeiten Heinrich II. zurückreichen mußten. Trotzdem läßt sich für die Zeit nach dem Tode des letzten Otto wohl schwerlich beweisen: „Was die französischen und burgundischen Kronvasallen längst erlangt hatten, glaubten die Deutschen mit mindestens gleichem Rechte beanspruchen zu können. Nicht der König mache sie, meinten sie, sondern sie den König, und nur auf Bedingungen hin glaubten sie sich ihm zu herkömmlich begrenzten Diensten und zum Gehorsam verpflichtet; darüber hinaus sahen sie sich als seines Gleichen, als hochfreie Männer gleich ihm an." Für spätere Zeiten ist diese Schilderung sicher zutreffend, aber für die Heinrich's kann man bezügliche Erscheinungen, so fern sie überhaupt vorkommen, auch ganz anders erklären. Grundverschieden muß Thietmar das Verhältniß der Krone zu den Großen in Deutschland und in Burgund angesehen haben. Wenn jenes Bild der Zustände unseres Vaterlandes zur Zeit des Regierungsantrittes Heinrich II. richtig wäre, so würde der so mitten im Leben stehende Bischof nicht mit solchem Abscheu von Burgund als von einem Lande haben sprechen können, wo der König nur den Namen, nicht die Krone habe, die Bisthümer denen geben müsse, welche von den weltlichen Großen erwählt würden, und wo diese Geistlichen dann nur dadurch in Frieden leben könnten, daß sie den Weltlichen dienten. — Gerade im Gegentheil scheint mir beim Tode Otto III.

das Ansehen der Krone in Deutschland den Großen gegenüber fast höher gestanden zu haben als je zuvor. Thietmar rühmt freilich, die Vorfahren seien ihren Herren stets treu gewesen, allein das ist nur Phrase, denn wie sehr hatten die beiden ersten Ottonen gegen Aufständige zu kämpfen, während der Dritte, eine Verschwörung geistlicher und weltlicher Großen, kurz vor seinem Tode, kam freilich nicht zum Ausbruch, damit ganz verschont blieb. Auch Heinrich II. hat keine einzige große Fürstenverschwörung, die, wie zur Zeit seiner Vorgänger und Nachfolger, durch die Menge und das Ansehen ihrer Mitglieder von Gefahr für die Krone hätte sein können, mit Gewalt niederzuwerfen gehabt. Nicht durch Waffen, sondern durch die Macht der Verhältnisse wurden die zahlreichen Gegner Heinrich's, zu denen die mächtigsten Fürsten gehörten, veranlaßt sich dem einmal gekrönten König zu unterwerfen. Daß zur Zeit der Regierung desselben bereits ein größerer Einfluß der Großen auf die Angelegenheiten des Reiches zu bemerken sei, ist durchaus nicht erwiesen. Ihr Rath wurde gehört, ihre Zustimmung bei wichtigen Anlässen eingeholt und beides auch wohl in Urkunden ausdrücklich erwähnt, allein beides finden wir ebenso häufig in frühern Zeiten [3]), ja in denen der Karolinger, deren Königthum doch stärker denn irgend ein anderes war, bei feierlichen und wichtigen Angelegenheiten sogar stets [4]). Für die Zeit Heinrich II. können wir hierfür allerdings viel mehr Beispiele anführen, allein das steht gar nicht außer Verhältniß dazu, daß uns dafür überhaupt ein so reiches Material, namentlich eine so unverhältnißmäßig große Anzahl von Urkunden zu Gebote steht. Daß die Fürsten bald nach dem Tode Heinrich II. „Saft des Reiches“ genannt werden, ist ebenfalls nichts bezeichnendes, denn wenn dieses auch darin gefunden werden sollte, so treffen wir es auch schon für frühere Zeiten an [5]). Gar nicht zu bezweifeln ist es ferner, daß die Gerichtsbarkeit des Königs über die Fürsten wie unter den Ottonen so auch unter Heinrich noch in vollem Umfange anerkannt, seinem Spruche auch in der Regel Folge geleistet wurde. Wir kennen viele Fälle, wo der König gegen Vasallen sein hohes richterliches Amt geltend machte, gleich viel ob sein, so viel wir sehen, stets befolgtes Urtheil mächtige Fürsten, wie die Herzöge von Lothringen und Böhmen, die Markgrafen von Oesterreich und der Nordmark, sowie Conrad, den späteren Kaiser, oder auch solche geringeren

Ansehens, wie den Markgrafen Gunzelin, die Grafen Werner, Otto, Hermann, Balderich, Ekkehard und unsern Thietmar selbst traf. Die Schwäger des Königs verachteten allerdings häufig sein Gebot, stellten sich auch nicht immer den Gerichten, vor die sie von ihm geladen waren, allein daraus kann man nichts folgern: sie waren eben im offenen Aufstande und thaten dem Könige gar manches zum Spott. Es ist ferner auch gar kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß der König jetzt nicht mehr so wie die Ottonen über die großen Reichslehen habe verfügen können. Er nahm seinem Schwager das ihm früher gegebene Herzogthum Baiern, und das fränkische Haus verlor durch ihn das so lange besessene Herzogthum Kärnthen. Eine ganze Reihe von hervorragenden Männern ließen sich aufzählen, die durch ihn Amt, Würden und Besitz verloren haben. Daß seine nächsten Nachfolger in dieser Beziehung noch viel willkürlicher verfahren konnten, dürfte doch wohl, sofern Beweise beizubringen sein würden, nicht auf energische Thätigkeit Heinrich II. zurückzuführen sein, wird mehr seinen Grund in der äußersten, vielleicht zu strengen Energie haben, mit der jene urkräftigen Naturen ihre Herrschergewalt geltend zu machen wußten. — — Wie für die Gerichtsgewalt, so kann man auch für die Heergewalt nicht nachweisen, daß Heinrich II. sie vermindert erhalten habe. Gleich aus den ersten Jahren seiner Regierung wissen wir, wie er plötzlich, ohne davon gesprochen, also doch auch ohne den Rath der Fürsten gehört zu haben, Kriegszüge gegen mächtige Feinde, gegen Boleslav, Arduin und Balduin von Flandern anordnete. Wider ihren Willen mußten die sächsischen Großen oft genug gegen den Polenherzog zu Felde ziehen, und die beiden letzten Feldzüge gegen ihn beweisen, daß es keine kleinen Schaaren gewesen sein können, die er aufbot. Nach Süditalien führte er ein, freilich zum größten Theil wohl aus Italienern bestehendes Heer, das zahlreicher wie das irgend eines andern deutschen Königs in der langen Reihe der gleichen Unternehmungen war. In Beziehung auf kriegerische Macht standen auch, das weisen die Züge der Ottonen genügend aus, die geistlichen Fürsten mindestens nicht hinter den weltlichen zurück. Sie waren aber Heinrich II. vielleicht mehr unterworfen als je zuvor oder nachher. Mit Recht bemerkt Giesebrecht: „Ein erledigtes Bisthum übergab er (trotz aller Privilegien) lediglich dem Mann, der seinen kirchlichen Absichten und dem Interesse des

Reichs am meisten zu entsprechen schien." Obgleich er auch in dieser Beziehung den Rath der Großen verlangt hat[6]), konnte er darin doch noch viel willkürlicher verfahren als die Ottonen. Dem entspricht es auch, daß er bei einer so willkürlichen Maßregel, wie die Gründung des Bisthums Bamberg war, obwohl hier gar kein großer, allgemeiner Zweck vorlag, doch noch viel weniger Widerstand von Seiten der Geistlichkeit wegen seines Eingriffs in althergebrachte Einrichtungen fand, als einst Otto I. bei ähnlicher Veranlassung, wo doch eben Großartiges zu erreichen war. Die Klöster hat Heinrich bekanntlich viel mehr als irgend ein anderer König wie Kammergut behandelt.

Solchen Thatsachen gegenüber kann man offenbar die sonst unerhörte Anklage des Königs durch einen seiner Bischöfe bei dem Papste, die widerrechtliche Anmaßung eines Bisthums durch denselben sowie die jahrelange Occupation des Erzbisthums Trier, worüber der König nicht wenig erzürnt war, durch einen Bruder jenes Bischofs, der wie dieser zugleich sein Schwager war, nur aus einer Schwäche Heinrich II., nicht aus der Ohnmacht der ihm übergebenen Regierungsgewalt erklären.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen kann endlich auf die eigentliche Aufgabe, die Beurtheilung der kriegerischen Thätigkeit Heinrich II., eingegangen werden. Zunächst ist von den innern Kriegen und hier wieder von der Thronbesteigung zu sprechen.

Die Ansicht, daß unser König ein so sehr kräftiger Herrscher gewesen sei, wird sicher nicht dadurch unterstützt, daß die Zeitgenossen von vornherein zu seinen Fähigkeiten kein Zutrauen hatten. Der größte Theil der glänzenden Fürstenversammlung, welche bei der Beerdigung des dritten Otto zu Aachen gegenwärtig war, erklärte: aus vielen Gründen sei Heinrich von Baiern nicht fähig die Regierung zu führen[7]). Aehnlich scheinen die Sachsen, die wohl zum größten Theil nicht in Aachen zugegen waren, gedacht zu haben. Trotzdem wußte jedoch Heinrich mit raschem Entschlusse und kecker Benutzung günstiger Umstände etwa zwei Monate später die Krone zu erlangen. Die Wahl und die Krönung, die beide zu Mainz geschahen, verletzten ohne Zweifel sowohl die Rechte der Gesammtheit als auch die einzelner

Fürsten; es war ein Staatsstreich, durch den einem unbehaglichen und bedenklichen Zustande ein rasches Ende gemacht wurde. Aber gerade hierdurch erwarb sich Heinrich II. ein sehr großes Verdienst. Fast vier Monate waren bereits seit dem Tode Otto's vergangen, und noch immer war das Reich ohne Oberhaupt. In Folge dessen hatte der Pole Boleslav ein großes Gebiet der Deutschen erobert, Italien schon einen einheimischen König erkoren und im Innern waren Fehden für und wider einzelne Throncandidaten ausgebrochen. Ja wenn bald darauf der Gedanke an eine Reichstheilung auftauchen konnte[8]), so muß derselbe wohl schon während des Interregnums entstanden, also hier an eine Lockerung des Reichsverbandes gedacht sein. Der rasche Zug Heinrich's nach Mainz machte diesem Zustande gar bald ein Ende, denn nach erlangter Krönung wurde er nun binnen kurzem in den deutschen Gauen als König anerkannt. Leider können wir nicht beurtheilen, warum dieser Zug nicht bereits früher unternommen wurde, allein es ist sehr wahrscheinlich, daß Willigis von Mainz, dessen Zustimmung bei dem Plane als nothwendig angesehen werden kann, erst ganz kurze Zeit vorher von Heinrich in sein Interesse gezogen war. Bewaffneten Widerstand fand der neue König nur in Schwaben, da dem Herzog dieses Landes von jenen Fürsten in Aachen die Krone versprochen war. Obwohl nun aber Heinrich selbst sowohl, wie auch seine Anhänger, denen er hier die Führung seiner Sache überlassen mußte, im Nachtheil blieben, erkannte doch Herzog Hermann wenige Monate später nicht allein die Autorität des neuen Königs an, sondern fügte sich auch in demüthigendster Weise dem Spruche desselben. Würde das so bald geschehen sein, wenn das Ansehen der deutschen Krone gänzlich darnieder gelegen hätte? Würde in diesem Fall der Herzog nicht erst den Versuch gemacht haben, im Bunde mit andern Mißvergnügten dem König zu widerstehen? Es konnte ihm doch schwerlich unbekannt sein, daß schon damals Plane, an denen sich sogar sein eigner Schwiegersohn betheiligte, gegen jenen geschmiedet wurden, daß ein Aufstand gegen ihn bevorstand.

Der Grund dieses Aufstandes scheint mir nicht in der Zerrüttung des Reiches gesucht werden zu dürfen. Heinrich versprach, als er sich rüstete um die Krone zu erwerben, dem Markgrafen Heinrich vom Nordgau, einem seiner bisherigen Untergebenen, wenn er das

Ziel erreiche, wolle er ihm das Herzogthum Baiern übergeben. Gar bald nach der Krönung mahnte dieser nun an die Erfüllung des Versprechens. Der König suchte Ausflüchte hervor; denn so muß man den Einwand, die Baiern hätten das Recht sich ihren Herzog zu wählen, doch wohl nennen, da wir aus der factischen Bedeutung dieser baierischen Herzogswahlen ersehen, daß dadurch doch nur der vom König ernannte anerkannt wurde[9]). Der Markgraf war begreiflich über dieses Verfahren sehr ungehalten, zog aber trotzdem, wie er überhaupt Heinrich bisher stets treu unterstützt hatte, mit nach Sachsen. Auf dem Tage zu Merseburg traf er hier mit Boleslav, dem Herzog der Polen zusammen und begleitete ihn auf seinem Heimweg aus der Stadt, wobei sie, es wird unten weiter davon zu sprechen sein, von der bewaffneten Menge überfallen und nur durch die Dazwischenkunft des Herzogs von Sachsen vom Tode errettet wurden. Die Gemeinsamkeit dieser Gefahr mußte die Freundschaft beider, die in der Unzufriedenheit mit dem Könige ihre Wurzeln hatte, verstärken. Jetzt erst scheint Boleslav dem Markgrafen seine Unterstützung für den Fall, daß er deren bedürfe, zugesagt zu haben, was auf die Entschlüsse des letzteren, wenn für ihn das Entscheidende auch in anderen Verhältnissen lag, schwerlich ohne Einfluß geblieben ist. In Schwaben hatte der König ihm versprochen, wenn er nach Baiern zurückgekehrt, wolle er ihm mit Zustimmung und Willen der dortigen Großen gern in Betreff des Herzogthums zu Willen sein. Der Markgraf scheint hierauf noch einige Hoffnung gesetzt und deshalb den Ausbruch der Empörung noch einige Zeit verschoben zu haben. Als aber der König im October und November 1002 in Regensburg war und sich recht eigentlich mit Angelegenheiten seines frühern Herzogthums beschäftigte, sich hierbei aber auf die wichtigste, die neue Verleihung desselben nicht einließ, dem Markgrafen vielmehr nur eine Ländermasse, aus deren großem Umfange man vielleicht auf eine beabsichtigte Entschädigung für das Herzogthum schließen darf, an der Grenze des Reiches übertrug[10]), da mochte diesem die Geduld brechen, er auch Zeit und Umstände als günstig für eine Erhebung gegen den neuen König ansehen. Es gab damals manche, die sein Verfahren für berechtigt hielten, denn „es stehe," meinten sie, „den Höhern nicht zu, einem so treuen Diener etwas so fest Versprochenes zu entziehen."

Thietmar, der uns dieses mittheilt, führt zunächst dagegen aus: es gebe auf der Welt nur ein Regiment, das von Gott eingesetzte, und wer sich dagegen erhebe, beleidige stets die göttliche Majestät; dann fügt er jedoch mildernd hinzu, zwischen dem jetzigen Könige und dem Markgrafen sei stets eine schon von ihren Vätern überkommene Feindschaft gewesen, indem der letztere sowohl selbst wie auch sein Vater von je her auf Seiten des Kaisers gegen die Herzöge von Baiern gestanden habe, und sieht offenbar dann hierin den eigentlichen Grund auch dieser Fehde. Ohne den zustimmenden Rath anderer, so meint Thietmar ferner, würde freilich der Markgraf sich wohl nicht gegen den König erhoben haben[11]). Thatsächlich unterstützt wurde er jedoch, außer von dem Polenherzoge, nur vom Markgrafen Ernst von Oesterreich und von Bruno, dem Bruder des Königs, denn erst später, als der Kampf fast schon beendet war, gesellte sich zu diesen Graf Siegfried von Nordheim, der Mörder des Markgrafen Ekkehard. Auch diese möchten durch rein persönliche Verhältnisse zur Auflehnung gegen den König bewogen sein. — Im August 1003 zog dieser, der damals noch unbeschränkt über das Herzogthum Baiern gebot und hierdurch seine Macht als König also noch wesentlich verstärken konnte, gegen jene Feinde, die er alsdann binnen zwei Monaten niederwarf.

Abgesehen von der Erhebung der Luxemburger gegen ihren königlichen Schwager, ist diese Empörung des Markgrafen Heinrich die größte, die König Heinrich II. im Innern seines deutschen Reiches zu bewältigen hatte. Ebenso wenig wie ich ihren Grund in einer Zerrüttung des letztern finden kann, denn er scheint mir nur in der Wortbrüchigkeit des Königs gelegen zu haben, ebenso wenig vermag ich auch in ihrer Besiegung ein großes, dauerndes Verdienst Heinrich's zu erkennen.

Durch den kurzen Feldzug gegen die Friesen, die vor etwa zehn Jahren den Gemahl der Schwägerin des Königs erschlagen hatten, mag vielleicht, wenn auch der Antrieb zu dieser Unternehmung ein persönlicher gewesen zu sein scheint, in diesem Theile des Reiches am Anfange des Jahres 1005 ein gestörter Rechtszustand hergestellt sein. — — Darauf hören wir, man bedenke immer, daß wir verhältnißmäßig ausgezeichnet über diese Zeiten unterrichtet sind,

mehrere Jahre hindurch nicht davon, daß der König einen Zug unternommen habe, um im Innern des Reiches die gestörte Ordnung herzustellen. Veranlassung dazu wäre freilich schon im Jahre 1006 gewesen. Es ist oben schon bemerkt worden, daß der König mit großer Willkür über die Besetzung der Bisthümer und Erzbisthümer verfügte. Trotzdem ließ er es geschehen, daß sich sein Schwager Theoderich, unbekümmert um seinen Zorn[12]), in jenem Jahre mit Gewalt des bischöflichen Stuhles von Metz bemächtigte. Seine Geduld brach erst, als Adalbero, ein jüngerer Bruder seiner Gemahlin, zwei Jahre darauf zum Erzbischof von Trier erwählt wurde, oder sich vielmehr, unsere Berichte sind hier widersprechend[13]), auf Grund einer unrechtmäßigen Wahl in Besitz des Erzbisthums, vor allem der Hauptstadt desselben setzte. Umsonst waren jetzt die Bitten der Kunigunde sowie anderer, der König gerieth in großen Zorn und zögerte nicht, seinerseits in dem mainzer Geistlichen Megingaud einen Erzbischof für Trier zu ernennen, ergriff auch sofort ernsthafte Maßregeln, um denselben einzuführen, Adalbero zu vertreiben. Dieser setzte sich aber zur Wehr, befestigte namentlich im Innern der Stadt die Pfalz und hielt hier eine lange Belagerung durch seinen Schwager aus. Endlich mußte er sich ergeben, allein sein Bruder Heinrich, der im Jahr 1004 vom Könige mit dem Herzogthum Baiern belehnt war, wußte ihm so gute Bedingungen zu verschaffen, daß dieser Zug völlig ohne Erfolg für den König gewesen zu sein scheint, denn Adalbero blieb vor wie nach Herr der Stadt und des größten Theiles des Erzbisthums Trier. Megingaud mußte deshalb, trotz aller königlichen Befehle, bis an seinen 1015 erfolgten Tod in Coblenz residiren, und erst Poppo, der vom König zu seinem Nachfolger ernannt war, gelang es später, wie es scheint sowohl durch ein Uebereinkommen mit den Luxemburgern als auch durch den Gebrauch der Waffen[14]), den Sitz seines geistlichen Amtes wirklich einzunehmen. — Nur der allgemeine Verlauf dieser mehr denn zehnjährigen Streitigkeiten Heinrich II. mit seinen Schwägern, mag hier erzählt werden.

Zunächst entsetzte der König jetzt seinen Schwager Heinrich des Herzogthums Baiern und verwehrte ihm auch den Eintritt in das Land, wodurch dessen Bemühungen, dasselbe mit in die Empörung zu ziehen, vereitelt wurden. Darauf zog er im folgenden Jahre, 1009,

mit einem großen Heere, dem sich selbst Slaven, wahrscheinlich heidnische Liutizen hatten anschließen müssen, vor Metz, den bischöflichen Sitz seines Schwagers Theoderich, mußte jedoch nach einiger Zeit die Belagerung der Stadt wieder aufgeben und unverrichteter Sache abziehen. Nun hören wir von diesem Streite erst wieder im Jahr 1011. Es wurde damals, wie es scheint vom Könige, ein Versuch gemacht die Sache auf schiedsrichterlichem Wege beizulegen, da sich jedoch die Fürstenversammlung gegen die Luxemburger entschied[15]), zogen diese erzürnt von dannen und brachten auf dem Heimwege, „fast in Gegenwart des Königs," wie Herimann von Reichenau sagt, dem sorglos daher ziehenden Herzog von Oberlothringen und anderen treuen Vasallen ihres Herrn einen schweren Verlust bei, ja nahmen sogar den Herzog selbst gefangen. Es ist dem quedlinburger Annalisten wohl zu glauben: „Mit Recht seufzte der König über die neue Niederlage der Seinen." Dieser Schmach folgte bald eine andere. Auf einer Synode zu Bamberg verklagte Heinrich im nächsten Jahre seinen Schwager Theoderich, der auffallend genug anwesend gewesen zu sein scheint, weil er ihn ungerechterweise durch einen Brief bei dem Papste verklagt habe. Wenig Monate später zog der König darauf zum zweiten Male vor Metz; vielleicht eroberte er die Stadt jetzt, allein es läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten[16]). Weder dafür noch dagegen möchte es sprechen, daß kurze Zeit nachher abermals zu Coblenz und Mainz Synoden in dieser Angelegenheit abgehalten wurden. Auf ersterer ging man mit geistlichen Strafen gegen den Bischof Theoderich vor, auf letzterer oder doch bald nachher wird eine Aussöhnung zwischen einzelnen Aufständigen, worunter vielleicht auch der Bischof war, und dem Könige zu Stande gekommen sein. Beendigt wurden dadurch die Streitigkeiten aber noch keineswegs; Trier blieb noch immer im unrechtmäßigen Besitz des Luxemburger's Adalbero, obgleich selbst Theoderich, indem er verlangte, daß es ihm zukomme, den neuen Erzbischof zu weihen[17]), den vom König ernannten Poppo anerkannt, seinen Bruder damit aufgegeben hatte. Ja Adalbero behauptete sich sogar noch, als im Jahre 1017 eine wirkliche Aussöhnung zwischen seinen Brüdern und ihrem königlichen Schwager erfolgt war. Endlich unterwarf er sich, wohl nicht ohne zuvor noch einmal das Glück der Waffen versucht zu haben, und zog sich in ein Kloster zurück,

dessen Abt er schon vor der Usurpation des erzbischöflichen Stuhles gewesen war, wodurch denn diese ärgerliche Sache beendet wurde. Herzog Heinrich erhielt nun auch, wie ihm Erzbischof Poppo früher versprochen, im Sommer 1018 das Herzogthum Baiern zurück.

Der Grund dieser langjährigen Fehde lag ebensowohl wie bei den zuvor besprochenen hauptsächlich in den persönlichen Verhältnissen des Königs. Wie hätte es unter den Ottonen, wie unter den Saliern vorkommen können, daß eins der Bisthümer für ein Menschenalter, eins der großen Erzbisthümer für etwa zehn Jahre gegen den Willen des Königs occupirt worden wäre! Die Luxemburger glaubten offenbar, und der Erfolg zeigt mit wie großem Rechte, ihrem Schwager, dem Oberhaupte des deutschen Reiches dieses bieten zu dürfen. Die Mittel der Aufständigen müssen sogar sehr gering gewesen sein. Der Herzog des Landes stand auf der Seite des Königs und von keinem lothringischen Bischofe und den meisten andern hervorragenden Großen dürfen wir das Gegentheil annehmen. Nach Thietmar, den quedlinburger und den kölner Annalen sollen freilich Manche die Empörer unterstützt haben, allein das können blos minder wichtige Persönlichkeiten gewesen sein, da sie sonst wohl irgendwo genannt sein würden. Nur von einigen Verwandten des Königs wissen wir, daß sie sich an dem Aufstande betheiligten, nämlich, außer von den Brüdern seiner Gemahlin, Heinrich, Theoderich, Adalbero und Friedrich[18]), nur von Graf Gerhard, einem Schwager derselben, und von Pfalzgraf Ezzo[19]), der mit einer Schwester Otto III. vermählt war. Da der älteste jener Brüder durch den König verhindert wurde, die Kräfte seines Herzogthums Baiern der Empörung zuzuwenden, so nahm also kein einziger Fürst von hervorragender Bedeutung in dem Organismus des Reiches an dieser Fehde Theil.

Nun sind, indem ganz unbedeutende, schnell beseitigte Unbotmäßigkeiten wie von Giesebrecht so auch von mir übergangen werden, nur noch zwei Empörungen gegen König Heinrich II. zu erwähnen. Von schlimmen Folgen hätte vielleicht im Jahr 1019 die Erhebung des sächsischen Herzoghauses gegen den Kaiser, an der sich freilich, so viel wir wissen, gleichfalls sonst nur Verwandte des letzteren betheiligten, deshalb sein können, weil der Herzog von Sachsen der mächtigste weltliche Fürst, der Erste nach dem König im Reiche[20])

war; allein im folgenden Jahre wurde die Sache bereits, wohl mehr auf friedliche Weise, denn durch Anwendung von Waffengewalt, beigelegt. Den Grund derselben kennen wir nicht. Giesebrecht sieht ihn in der Vertreibung der christlichen Fürsten der Wagrier und Abodriten durch die Bundesgenossen des Kaisers, die heidnischen Liutizen. — — Langwieriger waren die Kämpfe gegen „einen gewissen Grafen Otto, von vornehmer fränkischer Familie." Dieser, der im großen Reiche ohne Zweifel sehr wenig in Betracht kam, keineswegs zu dessen mächtigen Fürsten gehörte, lenkte den Zorn des Kaisers dadurch auf sich, daß er, obgleich bereits mehrere Synoden sich gegen ihn ausgesprochen hatten, doch in der nach den Satzungen der Kirche unerlaubten Ehe mit der heiß geliebten Irmingard blieb. Er widersetzte sich dem Ansinnen der Trennung von derselben sogar mit bewaffneter Hand. Da zog denn endlich das Oberhaupt der Christenheit vor seine stark befestigte Burg Hammerstein, belagerte sie mit allem Eifer und zwang nach Verlauf von mehr als drei Monaten die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe. Der Zweck wurde hierdurch nun allerdings nicht erreicht. Die Ehe bestand weiter, gab jetzt sogar viel mehr Aergerniß als je zuvor. Erst Conrad II. brachte diese Sache zu Ende. Als sich im Jahr 1027 die Synode zu Rom abermals damit beschäftigte, wurde sie, seiner Bitte gemäß, beigelegt[21]).

Den Grund zu diesen innern Kriegen Heinrichs vermag ich, wie mehrfach schon ausgesprochen, nicht in einer Zerrüttung des Reiches, sondern nur in der Persönlichkeit seines Oberhauptes zu erkennen. Es ist darauf hingewiesen worden, daß bereits unter den Ottonen die Mißvergnügten so häufig in irgend einem Mitglied der königlichen Familie einen Führer gefunden. In dem größten Aufstande gegen Heinrich II. war es aber ganz anders, da schlossen sich die Verwandten des Königs nicht andern an, nein sie allein standen ihm, so viel wir wissen, gegenüber, alle bedeutenderen Großen dieses Kreises müssen treu zum König gehalten haben. Als dieser sich mit seinen Verwandten ausgesöhnt, war das Reich ruhig. Keineswegs können daher auch diese Erhebungen mit jenen großartigen Fürstenverschwörungen verglichen werden, die von den Ottonen und Saliern mit gewaltiger

Hand niedergeworfen wurden. Schon die Gegner waren grundverschieden an Macht und Ansehen. Gefahrdrohend für den Bestand des Reiches können die Empörungen gegen Heinrich II. durchaus nicht gewesen sein. Keiner der mächtigern Fürsten hat sich daran betheiligt, wohl aber mehrere, die so unbedeutend an Macht waren, daß ihre Namen uns kaum überliefert wären, wenn sie sich eben nicht durch Widerstand gegen ihren Herrn bemerklich gemacht. Ebenso wenig aber als ich in der Beilegung dieser Streitigkeiten ein dauerndes Verdienst unsers Königs um das Reich und dessen Bestand erkennen kann, ebenso wenig vermag ich in seinem Benehmen dabei die Aeußerung einer thatkräftigen Regierung zu erkennen. Den Markgrafen Heinrich warf er allerdings bald nieder, aber von den Luxemburgern ließ er sich, der wiederholt den mächtigen Boleslav bis tief in Polen hinein zurückgedrängt, Italien zweimal siegreich durchzogen hat, mehr denn zehn Jahre die größten Beschimpfungen, die größte Mißachtung seiner königlichen Befehle gefallen. Sie werden den König nicht minder verhöhnt haben, wie es uns so viel von Boleslav berichtet wird. Und dazu standen Heinrich mehr Kräfte zu Gebote, als es meistens bei den Ottonen der Fall war. Länger als die Hälfte seiner Regierungszeit stand ihm, neben seiner königlichen Macht, noch unbeschränkt die des Herzogthums Baiern zur Verfügung, das er eben nicht abermals vergab, sondern in eigner Verwaltung behielt. Man bedenke, daß dieses Land früher fast stets der Sitz und die Stütze aller Aufstandsversuche gewesen. — Nach alledem wird der Schluß wohl nicht zu gewagt sein, daß, wenn Heinrich II. nur immer zur rechten Zeit, dann aber auch mit aller Energie und bis zur Erreichung des Zieles seine Macht gebraucht hätte, er die Erhebungen gegen sich viel schneller hätte niederwerfen können, als es geschehen. Freilich würden in diesem Falle auch nicht einmal so viele Störungen des Reichsfriedens vorgekommen sein. Der Grund zu dieser mangelhaften Energie gegen innere Feinde soll nun allerdings in der bedrängten Lage zu finden sein, in die der König durch die vielen Kriege versetzt sei, die er, um das Ansehen des Reiches wieder herzustellen, zu führen gehabt habe. Bevor ich aber hierauf eingehe und den Versuch mache, den Nachweis zu liefern, daß wir es auch hier mit ähnlichen Erscheinungen wie bei den innern Kriegen zu thun haben, wende ich mich erst zu den andern Mitteln, die unser König ange-

wandt haben soll, um den Rechtszustand des Reiches wieder zu befestigen und seine gesetzmäßige Entwickelung anzubahnen.

Wir hören von nicht wenig Zwistigkeiten, die durch den schiedsrichterlichen Spruch des Königs beigelegt wurden, und Thangmar sagt geradezu von ihm [22]): er habe, wenn er beim sorgfältigen Umblick Hadernde gefunden, dieselben entweder sofort oder doch sobald als möglich versöhnt. Hierin wird nun allerdings auch von Giesebrecht kein sehr großes Verdienst gefunden; es war ja das nur die Erfüllung einer der vornehmsten Pflichten als Oberhaupt des Staates, und ich kann daraus, wie bereits oben angedeutet, nur folgern, daß die Autorität der Krone noch eine sehr große gewesen sein muß, da man sich sonst einem solchen Urtheile schwerlich gefügt haben würde [23]). — Viel mehr Gewicht wird auf die Sorge für den Landfrieden gelegt. Es werden dafür eine Menge Stellen bei Thietmar angeführt. Allein betrachten wir dieselben näher, so müssen wir schon wissen, daß in diesen Worten die Aufrichtung oder Befestigung von Landfrieden gefunden werden soll, um dieses erkennen zu können. Wenn das nun aber auch richtig wäre, was ich sehr bezweifle, so müssen wir doch daraus, daß Thietmar von diesen Vorkehrungen so ganz beiläufig spricht, ohne sie irgendwie hervorzuheben, folgern, daß er hierin gar nichts so Außergewöhnliches sah, daß er darin kein sehr großes Verdienst des Mannes, den er doch sonst so viel lobt und preist, erkannte. Die Richtigkeit jener Interpretation vorausgesetzt, wird man auch sagen müssen: vielleicht haben die Ottonen, vielleicht die Salier noch viel mehr für den Landfrieden in dieser Art gethan, aber das können wir nicht nachweisen, weil wir leider für ihre Zeiten keine Geschichtsquelle besitzen, deren schreibseliger Verfasser wie Thietmar alles aus seinem alltäglichen Leben aufzeichnete, was ihm erheblich erschien. Es wird uns eben in diesem Falle der nothwendige Vergleich fehlen, um beurtheilen zu können, ob sich Heinrich II. durch seine Bemühungen für den Landfrieden ein Verdienst erworben hat oder nicht. Als späterhin die höchste Gewalt des deutschen Reiches bedeutend an Ansehen und Macht verloren hatte, da wurden, um nur einen erträglichen Zustand herzustellen, nicht selten Landfrieden für eine bestimmte Zeit von längerer oder

kürzerer Dauer aufgerichtet. Ein solcher soll nun auch bereits im Jahr 1011 von unserm König für fünf Jahre festgestellt sein. Damit würde nun allerdings von demselben ein Institut ins Leben gerufen sein, das später, nachdem es während eines langen Zeitraumes nicht vorgekommen, sehr wohlthätig auf die öffentlichen Verhältnisse einwirkte, allein mit Recht ist bezweifelt, ob man in den Worten Thietmar's jenes finden dürfe [23]).

Aber auch ein großer Gesetzgeber soll Heinrich II. gewesen sein. Er hielt eine Menge Reichstage und Synoden, von denen die Beschlüsse der letzteren uns zum großen Theil vorliegen. Sie betreffen fast nur unerlaubte Ehen. Außerdem kennen wir zwei Edicte des Königs, nach denen Streitigkeiten zwischen Dienstmannen einzelner Kirchen in Zukunft geregelt werden sollten. Von der Gesetzgebung, wie sie unter Conrad II. wenigstens für Italien vorkommt, ist bei ihm keine Spur. In dem Wenigen aber, was in dieser Beziehung von Heinrich oder aus der Zeit seiner Regierung vorliegt, möchte schwerlich ein großes Verdienst desselben zu erkennen sein. Offenbar bestand in Folge der socialen Umbildung einzelner Volksklassen, besonders der Dienstmannen in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, ein Bedürfniß nach Aufzeichnung des Rechts, dem sich natürlich auch die Könige nicht entziehen konnten. Eine besonders wichtige Leistung unseres Königs in dieser Hinsicht ist nicht bekannt. In anderer Weise steht er auch hier sogar bedeutend hinter seinem Nachfolger zurück. Denn ein wie großer Unterschied ist doch zwischen den beiden, zeitlich so nahe liegenden Edicten Heinrich II. und Conrad II. über den Verkauf von Leibeigenen! Nach dem des ersteren sollen sie nicht an Heiden und Juden [24]), nach dem des letzteren aber überhaupt gar nicht „wie das dumme Vieh" verkauft werden, ja der Salier sieht dieses sogar als so selbstverständlich an, daß er, als ihm derartige Fälle zu Ohren kommen, sofort die bestimmtesten Befehle giebt, diese „Gott und den Menschen verabscheuungswürdigen" Käufe rückgängig zu machen.

Endlich soll Heinrich II. nach Giesebrecht „tausendfältige Sonderbestrebungen, die überall die Entfaltung der königlichen Gewalt hemmten," außer durch die schon besprochenen Mittel, noch durch Freigebigkeit beseitigt haben. „Nur durch die Vergrößerung des bischöflichen Besitzes ist es dem Kaiser gelungen, den harten Nacken der weltlichen

Großen zu beugen," heißt es bei Gfrörer. Wenn damals das Ansehen der Krone und damit der Bestand des ganzen deutschen Staatswesens in der That nur durch solche Maßnahmen hätte aufrecht erhalten werden können, dann würde es, wenn wir damit die Entwickelung anderer Staaten vergleichen, im höchsten Grade wunderbar sein, daß nicht alsbald auch in Deutschland, wie es in Burgund nach Thietmar's Worten der Fall war, die Könige „auf Unkosten der Bischöfe" lebten. Geradezu widerlegen läßt sich aber die im ersten Satz ausgesprochene Ansicht von Giesebrecht nicht, denn wir vermögen auf keine Weise zu beurtheilen, ob die deutschen Bischöfe sich anders dem Könige gegenüber benommen haben würden, wenn sie nicht so reich mit Schenkungen aus dem Reichsgut bedacht wären. Das Verhalten der Ottonen und Salier in dieser Beziehung ist der Ansicht übrigens nicht günstig. Die Consequenz derselben würde doch aber auch wohl sein müssen, daß den geistlichen Fürsten am meisten hätte gegeben werden müssen, die am wenigsten geneigt waren „der Krone dienstbar" zu sein. Das würden dann etwa sein die Bischöfe Wigbert und Thietmar von Merseburg, Meinwerk von Paderborn, Burchard von Worms, Gerhard von Regensburg, Albuin von Seben, Werner von Straßburg, sowie die Erzbischöfe Hartwig von Salzburg und Tagino von Magdeburg; also lauter Männer, an deren Ergebenheit gegen den König wir gar nicht zweifeln können. — Früher beurtheilte man diese so überaus zahlreichen Schenkungen aus dem Reichsgute an die Bischöfe gemeiniglich ganz anders. Man sagte, indem man berücksichtigte, daß von dem Vorgänger und Nachfolger Heinrich II. nicht in dieser Weise mit dem Reichsgut verfahren worden ist, es sei darin eine Verschleuderung desselben durch den König zu erblicken. Leider können wir nach der Beschaffenheit unserer Quellen nicht beurtheilen, wie die Zeitgenossen hierüber dachten. In der Lebensbeschreibung des Bischofs Meinwerk findet sich eine Anekdote, wonach Heinrich bei einer Schenkung, die jener von ihm zu erlangen gewußt, unwillig gesagt haben soll: der Haß Gottes und aller Heiligen möge Dich treffen, der Du nicht aufhörst mich zum Schaden des Reiches auszuziehen [25]). Wäre die Erzählung der späteren Quelle gut beglaubigt, so würden wir dadurch aus des Königs eignem Munde eine scharfe Kritik seiner großen Freigebigkeit mit dem Reichsgute haben.

Diese Bemerkungen würden mich zu einer Besprechung der kirchlichen Richtung Heinrich II. führen, allein ich übergehe dieselbe, da ich in dieser Beziehung mehr als in der allgemeinen Auffassung mit Giesebrecht übereinstimme. Der gleichzeitige König Robert von Frankreich, sowie Stephan von Ungarn, Boleslav von Böhmen, selbst Arduin von Italien suchten in gleicher Werkheiligkeit und Hingabe an die Kirche, wie wir sie bei Heinrich finden, die innige Befriedigung ihres Gemüths und die Erfüllung ihrer Herrscherpflichten in Betreff der Religion. Heinrich scheint also hier so recht inmitten seines Zeitalters gestanden zu haben. Aber eine andere Frage ist es, ob er nicht mit Benachtheiligung seiner übrigen Herrscherpflichten, jene Richtung zu sehr verfolgt habe. In Bezug auf Schenkungen an die Kirche im Allgemeinen ist darüber schon oben eine Muthmaßung angedeutet worden. Hier mag nur noch ein Blick auf die Gründung des Bisthums Bamberg geworfen werden.

Das Reichsgut wurde dadurch nicht vermindert. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung dieser Zeit, daß häufig scharf unterschieden wird zwischen Eigenthum des Königs und des Staats. Nur aus ersterem wurde, wie wiederholt hervorgehoben wird, von Heinrich II. sein liebes Bamberg ausgestattet. Aber trotzdem griff er hiemit tief in den Organismus des Reiches ein, denn dieses hatte, da die alte Gauverfassung sichtlich in Auflösung begriffen war, nur in der durch ihn jetzt tief erschütterten Diöcesaneintheilung eine feste territoriale Organisation. Wie große Schwierigkeiten hatte es gemacht, den Erzbisthümern Bremen-Hamburg und Magdeburg, sowie den Bisthümern Merseburg, Zeitz und Meißen Sprengel zuzuweisen, obwohl mit deren Gründung doch die Erreichung großartiger Zwecke, die Bekehrung der Heiden und in Folge davon dann auch die Erweiterung des Reiches eng zusammenhing! — Nach Gfrörer war die Gründung Bamberg's, „einer der schönsten Acte unseres Königs, gegen die Brüder Kunigundens gerichtet.“ „Um die Reichsgewalt zu stärken, beschloß Heinrich auf jenem Gebiet, nach dem seine Verwandten gierige Hände ausstreckten, ein Bisthum zu errichten.“ Der Beweis hierfür würde nur zu führen sein, wenn man, was jedoch von Gfrörer nicht geschehen, einer Notiz bei Ekkehard, der etwa hundert Jahre später schrieb, eine Autorität einräumen wollte, die sie, weil sie im klaren Widerspruch mit andern

Nachrichten erzählt, Bischof Adalbero habe dieser Bamberger Sache wegen sich 1010 gegen den König aufgelehnt, nicht verdient. — Giesebrecht sagt: „Ein bleibendes Denkmal seiner Siege (bis 1007) ist das Bisthum Bamberg, dessen Errichtung nicht minder folgenreich gewesen ist, als die Begründung der wendischen Bisthümer durch Otto den Großen.“ In der Cultivirung des umliegenden Landes, der Verbreitung deutscher Sitte und Art nach Böhmen, in der von hier aus unternommenen Bekehrung der Heiden sieht er die Berechtigung der Stiftung, fügt jedoch hinzu: „es handelte sich hier recht eigentlich um die Befriedigung persönlicher Neigungen und Wünsche des Königs.“

Die Umgegend Bamberg's war damals, nach einem Briefe des Bischofs Arnulf von Halberstadt, schlecht angebaut, meistens mit Wald bedeckt und nur dünn von einer slavischen Bevölkerung, die hier ja noch viele Jahrhunderte zu bemerken war, bewohnt. Daß es dort übrigens noch Heiden zu bekehren gab, ist aus diesem Bericht nicht im mindesten zu ersehen und ergiebt sich auch daraus noch nicht, wenn wir ein halbes Jahrhundert später klagen hören, die Bewohner jener Gegend beobachteten nur ungenügend die Gebräuche der christlichen Kirche. Die Bekehrung dieser dünnen Bevölkerung kann also nicht Zweck der Gründung gewesen sein. Auch für Böhmen kann das Bisthum nicht errichtet sein, denn wenn in diesem Lande, das ja auch bereits selbst seine eigne kirchliche Organisation hatte, auch noch manches heidnisch war, so fehlte es doch sicher an Veranlassung, in der Nachbarschaft eine Stiftung zu machen, um dasselbe zum christlichen Glauben zu bekehren. Nirgends stieß in der That der Sprengel Bamberg's an Wohnsitze von Heiden. Als etwa anderthalb hundert Jahre später von Bamberg aus Heidenmissionen unternommen wurden, da wandte man sich in die weite Ferne, begab sich an die entfernten Gestade der Ostsee. Die Bekehrung der Heiden, für die Heinrich II., wie sein inniges Bundesverhältniß zu den heidnischen Liutizen und seine Kälte und Theilnahmlosigkeit an den Bestrebungen der christlichen Missionare Bruno von Querfurt und Günther beweist, gar keinen Sinn hatte, kann demnach unmöglich Zweck und Grund der Errichtung des Bisthums Bamberg gewesen sein.

Und doch hätte durch diese, soweit wir sehen, nur allein, vom politischen wie kirchlichen Standpunkt aus, die Gründung eines neuen

Bisthums gerechtfertigt werden können. Durch die Nothwendigkeit, die neu bekehrten Heiden täglich zu überwachen und im Glauben zu befestigen, motivirte Otto I. allein die Errichtung der wendischen Bisthümer. Der Zeitgenosse Ademar konnte sich offenbar auch für Bamberg keinen andern Zweck denken, wenn er schrieb, Heinrich habe dem neuen Bisthum die Parochien, welche durch Bekehrung der Heiden rings umher gewonnen seien, übergeben [26]). Aus späterer Zeit geht bereits die Aufzeichnung über die frankfurter Synode in der Sammlung Udalrich's von dem Gedanken aus, es sei hier auf Bekehrung der Heiden angekommen. Daß der Grund zur Stiftung gar nicht in der Durchführung eines großartigen politischen oder kirchlichen Planes, sondern nur in der Befriedigung der Bedürfnisse eines religiösen Gemüthes zu suchen sei, lag den Spätern, wie zum Theil auch wohl den Zeitgenossen fern. Wir dürfen dieses aber nach der Rede, die Thietmar den König in Frankfurt halten läßt, und die doch wohl ihrem Inhalte nach authentisch sein muß, sowie nach den Briefen des Bischofes Arnulf von Halberstadt und des Patriarchen von Aquileja, nach den Urkunden und endlich noch allen andern gleichzeitigen Nachrichten nicht bezweifeln. Daß nachher auch von Bamberg aus die Entwickelung des Landes und die Verbreitung des Christenthums und des deutschen Elementes in mannigfacher Weise unterstützt wurde, scheint mir die Thatsache der Gründung des Bisthums aus anderen als dem angegebenen Gesichtspunkt nicht zu rechtfertigen. Daher vermag ich auch nicht einzusehen, wie sich Heinrich II. ein großes Verdienst um das deutsche Land durch diese fromme Stiftung erworben haben soll.

Keineswegs möchte ich hierdurch aber einen Tadel gegen Heinrich II. aussprechen, sondern nur meine Ansicht begründen, daß wir auch aus dieser That desselben, die er selbst sowohl, wie auch eine große Anzahl Historiker des Mittelalters und der neuern Zeit, als die wichtigste seines Lebens ansah, nicht folgern dürfen, daß er ein sehr begabter Regent, ein politischer Kopf gewesen, wie ihn nur in großen Zwischenräumen die Geschichte aufzuweisen hat. Ein sehr erheblicher privater Reichthum verbunden mit der Regierungsgewalt, die er in Händen hielt, setzten ihn in Stand, ein Werk zu vollbringen, durch das er sich und einigen andern das ewige Seelenheil zu erwerben hoffte. Andere Könige würden vielleicht für sich ganz dasselbe

gethan haben, wenn sie es vermocht. Es ist wenigstens recht bezeichnend, daß Abt Norbert von Iburg später von den salischen Kaisern, offenbar in Hinblick auf die Errichtung Bambergs, schreiben konnte: „Weil sie keine Gelegenheit hatten aus ihren eignen Gütern im Reiche ein Bisthum zu gründen, stellten sie das heruntergekommene Speier wieder her [27].“ Heinrich II. gebrauchte also wohl nur seine hierfür so günstige Lage im Geiste seiner Zeit.

Charakteristisch für unsern König ist es aber, wie er den Lieblingsplan durchsetzte. Er hatte hier viel weniger Schwierigkeiten zu überwinden als einst Otto I. bei der Gründung der wendischen Bisthümer, der erst nach den Bemühungen mehrerer Jahre erreichen konnte, was Heinrich bereits binnen einigen Monaten erlangte, woraus, wie schon oben bemerkt ist, wohl geschlossen werden darf, daß sich die Gewalt des deutschen Königs in Beziehung auf innere Angelegenheiten des Reiches eher vergrößert als vermindert haben muß. — Zur Errichtung des neuen Bisthums war vor allen Dingen die Abtretung des Sprengels über einige Gebiete von Seiten der Bisthümer Eichstedt und Würzburg erforderlich. Bei jenem erreichte der König durch eine Drohung gegen den von ihm eingesetzten Bischof erst nach einigen Jahren sein Ziel. Der Bischof von Würzburg, dessen Einwilligung viel wichtiger war, wurde von Heinrich, wenn wir Thietmar's Bericht völlig trauen dürfen, überlistet und eigentlich, im wahren Sinne des Wortes, betrogen. Er versprach ihm, im Fall der Verzichtleistung, die Erhebung des eignen Stuhles zu einem erzbischöflichen, unter dem dann Bamberg stehen sollte. Ohne Zweifel ist dieses niemals die wahre Absicht des Königs gewesen, aber der Bischof gab hierauf hin seine Einwilligung, die jener dann als ganz allgemein gegeben ansah und sich deshalb auch der frankfurter Synode gegenüber, die er zusammenberufen hatte, um die Sache zu billigen, auf die Zustimmung des Würzburgers berief. In letzterer erhoben sich aber trotzdem Zweifel, und ihre Entscheidung war nicht immer gewiß. Da warf sich dann aber jedesmal der König vor der Versammlung auf die Kniee, flehte um Gotteswillen, seinen lieben Plan nicht zu zerstören, und erreichte so dann schließlich auch die Einwilligung der geistlichen Fürsten.

In jener Ueberlistung des Bischofs von Würzburg möchte kein Makel für Heinrich zu erblicken sein. Auch die Grundsätze der Moral

ändern sich ja mit der Zeit, und daß man in dieser Hinsicht damals ganz anders dachte als wir heut zu Tage, manches für erlaubt hielt, was wir sogar für einen argen Bruch des Rechtes ansehen, daß namentlich derartige Uebervortheilungen gar nichts seltenes waren, ergiebt sich aus der einfältig-aufrichtigen Erzählung Thietmar's hinreichend. Anders steht es aber mit der Kniebeugung. Die war damals schon das Zeichen des Schutzflehenden, des Unterworfenen gegen den Herrn, und indem sich der König vor seinen Fürsten immer und immer wieder auf die Kniee warf, demüthigte er, dem eine Macht wie nur wenig anderen deutschen Königen zu Gebote stand, sich auf eine Weise vor ihnen, die seinem Ansehen nur schaden konnte.

Betrachten wir nun aber schließlich noch die Gründung des Bisthums Bamberg in Beziehung auf den Frieden und den gesicherten Rechtszustand im Innern des Reiches, so kann nur gesagt werden, daß dieser dadurch für längere Zeit gefährdet wurde. Wäre dieser Zustand wirklich so bedenklich gewesen, als er geschildert wird, dann hätte Heinrich gleich in den ersten Jahren seiner Regierung dadurch, daß er den Diöcesanverband so unnöthigerweise zerriß, sich eine schwere Verletzung seiner hohen Pflichten zu schulden kommen lassen.

Das Hauptsymptom der gefährdeten Lage des Reiches sowie der Grund, weshalb die Empörungen gegen den König nicht schneller niedergeworfen und somit ihm Zeit gegeben sei, „die kirchlichen und staatlichen Ordnungen seines Reiches zu regeln, das Königthum als die Alle beschützende, Alles leitende Gewalt zu befestigen," wird endlich in den vielen Kriegen erblickt, die Heinrich gegen äußere Feinde zu führen hatte. Auch hierfür ist natürlich die Hauptfrage, ob dieselben in der Lage des Reiches nach dem Tode Otto III. oder in irgend welchen andern Verhältnissen ihre Ursache hatten.

Fast eben so lange wie gegen seine aufrührerischen Schwäger hatte König Heinrich II. auch gegen den Herzog Boleslav von Polen in drei großen Kriegen zu kämpfen. Er soll letzteren hierdurch genöthigt haben, „die Vasallenpflicht anzuerkennen, welcher er sich entziehen wollte." Thietmar ruft, nachdem er die Eroberung der Marken durch

den Polen, wovon gleich ein Mehreres, erzählt hat, wehklagend aus: „Gott möge es dem Kaiser vergeben, daß er einen Tributpflichtigen zum Herrn machte und so sehr erhob.“ Er sieht offenbar in den Ehrenbezeugungen, die der dritte Otto dem Herzoge bei jener Reise nach Gnesen widerfahren ließ, den Grund von dessen stolzer Erhebung. Giesebrecht hat nun aber bereits nachgewiesen, daß Boleslav sowohl bei jener Gelegenheit als auch später in Quedlinburg, und, fügen wir hinzu, auch während der ersten Regierungsjahre Heinrich's, stets als Vasall des Kaisers erscheint, woraus schon zu schließen ist, daß zwar das Selbstbewußtsein desselben durch die ehrenvollen Auszeichnungen gehoben sein wird, daß aber von Otto nichts geschehen ist, was einer Verzichtleistung auf seine oberherrliche Würde gleich kam. Freilich hätte ja dadurch auch in dem wirklichen Machtverhältnisse Polen's zu Deutschland nichts, sondern nur die persönlichen Beziehungen der beiden Herrscher zu einander geändert werden können.

Daß aber auch dieses nicht zu Ungunsten des deutschen Reiches geschehen, daß vielmehr Otto III. mehr Einfluß auf Polen gehabt als irgend einer seiner Vorgänger oder Nachfolger, geht schon daraus hervor, daß er, nicht der Herzog des Landes, es war, der hier die Gründung eines eignen Erzbisthums, die Eintheilung in Sprengel, kurz die Organisation der polnischen Kirche ins Leben rief. Man sagt, gerade dadurch habe er den Einfluß der Deutschen gehemmt, auch, wie schon Thietmar andeutet, die Rechte Magdeburgs zum Schaden des Reiches beeinträchtigt. Nach dem Erfolge kann man so aber nur urtheilen, wenn man annimmt, daß ganz Polen wirklich von dem entfernten Magdeburg aus, von dem es dazu durch Gebiete der Heiden getrennt war, in den Verband der christlichen Kirche hätte gezogen werden können, was doch noch immer zweifelhaft sein muß, und was auch von dem jungen Kaiser, als er hier in seinem Reiche jene Anordnungen machte, vielleicht für nicht möglich gehalten wurde. Keineswegs machte sich aber schon unter Heinrich II., im Vergleich zu einem frühern Zustande, die Existenz einer eignen, von der deutschen unabhängigen polnischen Kirche zum Schaden des Reiches bemerklich. — Das damalige Verhältniß des polnischen Herzogs zum deutschen König kann jedoch gar nicht klarer dargelegt werden als durch Ereignisse kurz nach dem Tode Otto III., noch bevor sein Nachfolger überall im Reiche anerkannt war.

Die Marken an der Grenze von Polen verwaltete seit einer Reihe von Jahren Graf Ekkehard, den Thietmar eine Zierde des Reiches, einen Trost des Vaterlandes nennt. Boleslav, der Herzog der Polen, mit jenem auch durch Verwandtschaft verbunden, konnte, so lange dieser tapfere und umsichtige Mann lebte, nicht hoffen auf kriegerische oder friedliche Weise Gebiete, die demselben vom Reiche anvertraut waren, für sich zu erhalten. Da starb aber plötzlich der junge Kaiser. Ekkehard bemühte sich die Krone zu erhalten, wurde jedoch inmitten seiner Bewerbung von persönlichen Gegnern, wie ich nicht bezweifle, ohne Wissen und Willen Heinrich II., zu Pölde ermordet. Diesen günstigen Augenblick benutzte Boleslav, besetzte die Lausitz, darauf Bautzen, Strehla, selbst Meißen, bemächtigte sich alles Landes bis zur Elster. Die Sachsen wollten sich dem widersetzen, allein er ließ ihnen, nach Thietmar, sagen: „das sei alles mit Erlaubniß Heinrich's geschehen, wenn der erst im Reiche die Herrschaft habe, wolle er sich ihm fügen, wenn nicht, dem Gebote des andern Folge leisten.“ Es scheint, als ob er gehofft hat, von Heinrich das Land, das er ja der Familie seines Feindes entrissen, zu Lehn zu erhalten. Aber das geschah nicht. — Auf dem Reichstage zu Merseburg, wo die Sachsen dem neuen Könige huldigten, stellte sich zu diesem Zwecke auch Boleslav ein. Er bot hier, wie Thietmar sagt, „ungeheure Geldsummen, um die Stadt Meißen zu erwerben; aber weil es gegen das Interesse des Reiches war, konnte er es bei dem Könige nicht erreichen, kaum gelang es ihm, daß dieselbe seinem Bruder Gunzelin *) gegeben wurde. Er selbst mußte die Landschaften der Lutizen und Milziener herausgeben.“ Der doch hochfahrende, stolze und mächtige Polenherzog erschien also hier zur Huldigung und gab die Landschaften, die er während des Zwischenreiches erobert hatte, weil der deutsche König sich entschieden weigerte ihm dieselben zu lassen, ohne Schwertstreich zurück. Was anders als das große Ansehen der deutschen Krone kann ihn hierzu bewogen haben! Es ist um so mehr Gewicht hierauf zu legen, da Boleslav ohne Zweifel zur Zeit der Rückgabe, die in der That bald nach dem merseburger Tage geschehen sein muß, schon an Erhebung gegen Hein-

*) Dieses Verhältniß ist bis jetzt nicht aufgeklärt.

rich II. dachte, von ihm, in Folge des oben erwähnten Ueberfalles, den er gemeinsam mit dem Markgrafen Heinrich bei der Abreise von Merseburg zu ertragen hatte, schwer beleidigt und zornerfüllt fortgegangen war. Thietmar ist bereit, und ich zweifle nicht an seiner Wahrheitsliebe, einen Eid darauf abzulegen, daß jener Ueberfall ohne Wissen des Königs geschehen sei: allein das ist nur dafür ein Beweis, daß dieses wirklich geglaubt wurde, und namentlich scheint Boleslav dieser Ansicht gewesen zu sein. Jetzt versprach er dem Markgrafen auf das Bestimmteste seine Unterstützung, sofern er sie bedürfe, und auf dem Heimwege verheerte er bereits die Gegenden, durch die er zog. Trotzdem gab er aber, wie bemerkt, die eroberten Lande mit ihren befestigten Ortschaften dem Reiche zurück, wodurch einstweilen, wie es scheint, noch ein Krieg zwischen ihm und dem Könige vermieden wurde. Erst die Hülfe, die er später, seinem Versprechen gemäß, dem Markgrafen sandte, sowie die Besitznahme von Böhmen, mit der vielleicht die Empörung des letzteren in einigem Zusammenhang stand, führte einige Jahre darauf zu ernstlichen Verwicklungen.

Herzog Boleslav von Böhmen, der sich schon früher als viele andere für Heinrich II. erklärt hatte [28]), wurde bald darauf, zum Lohn für seine grauenvolle Regierung, vom Volke fortgejagt und ein anderer an seine Stelle gesetzt. Nachdem dieser aber, der im November 1002 zu Regensburg vom deutschen Könige die Belehnung empfangen hatte, schon in den ersten Monaten des folgenden Jahres gestorben war, wurde der vertriebene Herzog von seinem gleichnamigen polnischen Vetter mit Gewalt wieder ins Land zurückgeführt, so daß er seine tolle Wirthschaft gar bald von neuem auf die alte Weise fortsetzen konnte. Die Böhmen empörten sich zum zweiten Male und riefen jetzt zu ihrem Schutze den Polenherzog selbst herbei. Der kam und machte sich zum Herrn des Landes. König Heinrich war bereit, Boleslav als Herzog von Böhmen anzuerkennen, verlangte aber durch eine „wohlzusammengesetzte“ Gesandtschaft, er solle ihm alsdann auch für dieses Land, wie es von Alters her üblich sei, die Huldigung leisten und versprechen ihm treu zu dienen; lehne er dieses ab, so werde er ihn mit Krieg überziehen. Diese Vorschläge können nur sehr wenige Monate vor der vom Markgrafen Heinrich beabsichtigten und von Boleslav unterstützten Erhebung gemacht sein, woraus sich erklärt,

weshalb dieser die Gesandtschaft übel aufnahm und ihre Vorschläge unwillig zurückwies. Des Königs nächste Antwort hierauf war vielleicht der baldige Abschluß des Bündnisses mit den Liutizen, den alten Feinden Polen's [29]). Daß sich Boleslav an der Erhebung des Markgrafen Heinrich, gegen die sich der König nun sofort wandte, betheiligte, ist schon früher bemerkt. Er versuchte jetzt abermals die vor etwa zwei Jahren eroberten und später wieder ausgelieferten Marken, namentlich das wichtige Meißen, das jener Markgraf Gunzelin besetzt hielt, in seine Gewalt zu bringen, allein die Unternehmung wurde, obgleich sich ihm kein feindliches Heer entgegenstellte, die Vertheidigung des Landes vielmehr nur Einwohnern überlassen war, von keinem Erfolg gekrönt. Nur das Milzienerland wird er wieder erobert haben [30]). Der erste Versuch des Königs Heinrich ihm dieses zu entreißen, Februar 1004, mißglückte durch eingetretenes Thauwetter. Das Gelingen des zweiten war um desto glänzender. Im Herbst 1004 nahm er nämlich dem Polenherzog durch einen Kriegszug von etwa drei Wochen nicht allein Böhmen wieder, womit er einen Bruder des abgesetzten Herzogs belehnte, sondern brachte auch das Milzienerland mit dem festen Bautzen wieder an das Reich. Letzteres muß ihm als keine sehr schwierige Aufgabe erschienen sein, denn er entließ vor dieser Unternehmung die Baiern in ihre Heimath. — Die Gegenden, in deren Besitz sich Boleslav früher auf friedliche, dann auf gewaltthätige Weise zu setzen versucht hatte, waren ihm also jetzt sämmtlich wieder abgenommen, und es blieb nur noch übrig, ihn selbst wieder unter die Botmäßigkeit des deutschen Königs zu bringen. Das geschah durch einen im Herbst 1005 im Bunde mit den Liutizen unternommenen Feldzug, in dem das Heer, an dessen Spitze der König selbst stand, allerdings durch Unfälle mancherlei Art zu leiden hatte, aber trotzdem binnen Monatsfrist tiefer in Polen eindrang als je zuvor eine andere deutsche Kriegsmacht, wodurch Heinrich denn auch in der Nähe von Posen Boleslav zu einem Frieden nöthigte, nach dem er nicht allein sich abermals zum Vasallen des Reiches bekennen, sondern auch überdies noch Entschädigung leisten mußte. — Damit war der erste große Feldzug gegen Polen beendet.

Der Friede war von kurzer Dauer. Als der König das Osterfest 1007 zu Regensburg feierte, erschienen vor ihm Gesandte der Liutizen

und des Böhmenherzogs und verlangten, indem sie versicherten, Boleslav trage Feindseliges im Sinne, habe sie selbst dafür gewinnen wollen, Wiederaufnahme des Krieges gegen ihn. Im andern Falle, fügten sie hinzu, könne nicht sicher auf ihre eigne Treue gezählt werden. Es stand damals der zweite Feldzug gegen Balduin von Flandern bevor; die Gründung Bamberg's war schon in nahe Aussicht genommen; auch ein Römerzug sollte in demselben Jahre statthaben [31]); die Streitigkeiten mit den Luxemburgern waren bereits durch Occupation des Bisthums Metz eingeleitet. Trotzdem entschloß sich der König, nachdem er mit den Fürsten berathen, auf die Wünsche jener einzugehen. Er sandte den Markgrafen Hermann nach Polen, um den Frieden aufzukündigen. Nach Thietmar vernahm Boleslav die Botschaft mit den Worten: „Christus sei mein Zeuge, daß ich Alles, was ich nun thun werde, wider meinen Willen vollbringe.“ Nur ungern scheint er also den Krieg wieder begonnen, den Frieden aufgegeben zu haben. Von dieser Voraussetzung geht auch der ganze Brief des Erzbischofs Bruno an den deutschen König aus, in dem er diesem Vorstellungen über sein Verhältniß zu jenem christlichen Fürsten macht. „Nur Unmögliches,“ heißt es hier, „darfst Du nicht verlangen, alles, was der König sonst will, wird Boleslav sicher thun, denn niemals wird er darauf verzichten, Dir bei der Bekehrung der Heiden zu helfen und Dir in Allem zu dienen.“ Es ist schwer zu glauben, daß der fromme Mann dieses ohne Auftrag, ohne Zustimmung Boleslav's schrieb. Und doch wurde dieser, zur Zeit der Absendung des Briefes, von Heinrich keineswegs schwer bedrängt, war vielmehr den Deutschen gegenüber bei weitem im Vortheil. Kaum war ihm der Krieg erklärt worden, als er mit großer Schnelligkeit das wehrlose Land bis in die Nähe von Magdeburg durchzog, hier an der Elbe, wie die quedlinburger Annalen in ihrer bezeichnenden Weise sagen, einige höhnende Worte sprach, sich alsdann reich mit Beute beladen zurückwandte und nun die Lausitz, das Milzienerland, Bautzen, kurz alles wieder eroberte, was er vor etwa zwei Jahren im posener Frieden hatte aufgeben müssen. Der König war hierüber tief betrübt. Er selbst konnte allerdings nicht gleich gegen den Polen ins Feld ziehen, denn die bamberger Sache nahm in hohem Grade seine Thätigkeit in Anspruch, allein er forderte doch die Sachsen auf, die Schmach nicht ungerächt zu lassen. Boleslav verhielt sich nun

aber ganz ruhig, scheint in der That sich nur bestrebt zu haben, seine Macht in den neu eroberten Ländern zu befestigen; daher wird wohl für die Sachsen gar kein Grund vorgelegen haben, durch eine freiwillige kriegerische Unternehmung, zu der nicht einmal der Heerbann vom König aufgeboten wurde, den thatkräftigen Feind zu reizen. Endlich, nachdem etwa drei Jahre seit der Kriegserklärung vergangen waren, kündigte Heinrich eine Heerfahrt gegen Boleslav, der kurz vorher auch den Versuch gemacht hatte, sich durch List und Verrath, wie 1002, in Besitz von Meißen zu setzen, für den Sommer 1010 an. Das Heer der Deutschen, an dessen persönlicher Führung der König durch Krankheit verhindert wurde, gelangte auch dieses Mal, den veränderten Umständen entsprechend auf einem andern Wege wie vor fünf Jahren, nämlich durch die dem Reiche entrissenen Lande, ohne wesentliche Hindernisse bis tief in das Innere Polen's. Die Zumuthung, einen Angriff darauf zu machen, soll nach Thietmar Boleslav mit den Worten abgelehnt haben: „Greife ich es an, so bleibe ich, siegend oder besiegt, für die Zukunft geschwächt, während der König gar leicht ein neues Heer sammeln kann." Zu offener Feldschlacht kam es deshalb nicht: der Feind war geschwächt, aber nicht besiegt. Der Krieg schleppte sich jetzt noch, ohne daß etwas Wesentliches vom Könige unternommen oder angeordnet wäre, bis zum Mai 1013 fort, denn damals erst wurde dem Polenherzog der von ihm ersehnte und mehrfach angebotene Friede zugestanden. Boleslav bekannte sich, wie bereits einige Wochen früher auch sein Sohn gethan hatte, wieder zum Vasallen des Reiches, trug als solcher dem Könige im festlichen Zuge das Schwert vor, wurde dafür nun aber auch mit den von ihm eroberten und behaupteten Landschaften, der Lausitz und dem Milzienerland, vom Könige belehnt [32]).

Daß der stolze Polenherzog nach solchen Erfolgen und nach solcher Kriegsführung von Seiten des deutschen Königs vor diesem eben keinen großen Respect mehr hatte, möchte sehr erklärlich sein. Er gab das auch, das Einzelne kann hier übergangen werden, auf vielfache Weise kund, wodurch er denn allerdings seinen Lehnsherrn in nicht geringen Zorn brachte. Mehrfach wurde er von ihm vor seinen Richterstuhl geladen, um sich gegen die Anklage, er habe die Vasallenpflicht verletzt, zu vertheidigen. Da er jedoch keiner Aufforderung

Folge leistete, soll Heinrich II. endlich im Jahr 1015 jene Landschaften zurückverlangt haben, mit denen er vor zwei Jahren von ihm belehnt war. Boleslav's Antwort war, nach den quedlinburger Annalen: „was er habe, wolle er behalten und lieber noch anderes dazu gewinnen.“ — Die Zeiten waren jetzt vorüber, wo der Polenherzog auf den Befehl des deutschen Königs hin ohne Schwertstreich große Landschaften aufgab, in deren Besitz er sich durch Waffengewalt gesetzt hatte!

Mit vielem Eifer wurde darauf für den bevorstehenden Feldzug von beiden Seiten gerüstet. Anfang Juli 1015 begannen die Deutschen den Krieg. Der König selbst führte das Hauptheer; ein anderes, dem sich die Liutizen hatten anschließen müssen, befehligte der Herzog von Sachsen; ein drittes, das sich vergeblich bemühte Bautzen einzunehmen, der Herzog von Böhmen. Mit den Baiern sollte außerdem der Markgraf Heinrich, der frühere Freund und Bundesgenosse Boleslav's, erscheinen, allein derselbe wurde durch die Abwehr eines Einfalles der Polen von Mähren aus daheim vollauf beschäftigt. Die Polen beschränkten sich jetzt nicht, wie in dem letzten Kriege, darauf, die festen Plätze, besonders im Milzienerland besetzt zu halten, sie machten vielmehr, wenn auch an beiden Stellen ohne Erfolg, sowohl dem Herzoge von Sachsen als auch dem Kaiser selbst, den Uebergang über die Oder streitig. Alsdann zogen sie sich klug zurück, ließen sich auf keine offene Schlacht ein, beunruhigten erst dann den Feind wieder, als er, durch allerlei Unfälle genöthigt, gegen Ende August den Rückzug antrat. Jetzt wurden den Deutschen sogar arge Niederlagen bereitet. Die Polen verfolgten sie bis über die Elbe, versuchten abermals, freilich nicht minder vergeblich als früher, Meißen zu erobern.

Nach dieser völlig mißglückten Unternehmung ruhte der Krieg wieder zwei Jahre. Thietmar versichert, viele seien zu jener Zeit der Ansicht gewesen, wenn der Kaiser nur noch einmal rasch angriffe, werde Boleslav keinen Widerstand wagen und froh sein, wenn ihm ein Friede auf Grund seiner frühern abhängigen Stellung zum deutschen Reich bewilligt würde. Heinrich konnte jedoch damals nicht gleich wieder gegen ihn zu Felde ziehen, denn die burgundischen Dinge erforderten dringend seine Anwesenheit im Süden des Reiches. Daß

auch hier nur Halbes geschah, wird sich unten zeigen. Nach erfolglosen Unterhandlungen, zu denen der Pole die Hand geboten, wurde somit der Krieg erst um die Mitte des Jahres 1017 erneuert. Heinrich, der jetzt auch, obgleich Trier noch occupirt war, von seinen Schwägern nicht mehr belästigt wurde, hatte zu diesem Zweck nicht allein wie früher die Liutizen, Böhmen und eine Menge Bischöfe, selbst aus weit entfernten Theilen des Reiches aufgeboten, sondern sich auch mit einem alten Feinde Boleslav's, dem Könige der Russen, vielleicht außerdem auch noch mit dem von Ungarn, mit welchem er verschwägert war, verbündet. Dieses Mal richtete sich sein Angriff besonders gegen die festen Plätze diesseits der Oder. Er belagerte dieselben lange, jedoch erfolglos. Im September, nach Verlauf von etwa zwei Monaten, mußte der Kaiser sich wieder zurückziehen. Die Polen, die auch den Angriff der Russen siegreich abgewehrt und ihrerseits einen Einfall in Böhmen gemacht hatten, verfolgten die Deutschen abermals bis über die Elbe. Boleslav war aber viel zu klug, als daß er nicht eingesehen hätte, daß er auf die Dauer dem Kaiser doch nicht widerstehen konnte. Er bat wiederholt um Frieden. Die deutschen Fürsten riethen sehr darauf einzugehen, was denn endlich von Heinrich, freilich widerwillig, auch geschehen ist. Im Januar 1018 wurde der dritte und letzte Friede mit Boleslav auf Bedingungen hin, „nicht," nach Thietmar's Wort, „wie sie sich geziemt hätten, sondern wie sie damals zu erreichen waren," zu Bautzen abgeschlossen. Der Polenherzog hat abermals die Oberherrlichkeit des deutschen Königs anerkannt und wurde dann auch wieder von diesem mit der Lausitz und dem Milzienerland belehnt.

Der bautzener Friede beendete die langen Streitigkeiten zwischen Heinrich II. und Boleslav von Polen. Daß ihr Grund nicht in dem zerrütteten Ansehen des Reiches nach dem Tode Otto III. lag, möchte doch aus den Vorgängen auf dem Tage zu Merseburg im Jahre 1002 klar hervorgehen. An einer kräftigen Führung der Sache, die ja, nach ihrer ersten glücklichen Beendung, zum zweiten Mal vom Könige selbst provocirt war, soll dieser sodann durch die Empörungen der Großen, also seiner Schwäger verhindert sein. Allein auch diese hat er ja nicht niedergeworfen. Es ist eben von Heinrich II. auf keiner Seite etwas Entscheidendes geschehen. Hier in Polen hatte er es allerdings auch mit einem Gegner zu thun, der ihm ohne Zweifel an krie-

gerischer Tüchtigkeit bei weitem überlegen war. Aber dafür standen dem deutschen König doch auch viel mehr Mittel zur Verfügung ihn zu bewältigen. Wir sehen es, welche gewaltigen Heeresmassen er ihm schließlich entgegenführte. Niemals hat sich Boleslav mit den Deutschen im offenen Kampfe zu messen gewagt. Nun soll freilich eine kräftige Kriegsführung, die wir erst im dritten Feldzuge antreffen, durch die Verbindungen gehindert sein, die Boleslav mit einigen sächsischen Großen unterhalten. Auch hierfür ist Thietmar's Chronik allein unsere Quelle. Er, der in jedem Falle, in Allem, was ihm nicht gefällt, eine böse Absicht wittert, spricht mehrfach derartige ganz vage Verdächtigungen aus. Auf diese allgemeinen Andeutungen, die meistens alle um den König versammelten Fürsten treffen, ist daher sicher wenig zu geben. Die wichtigsten Fürsten Sachsen's, namentlich der Markgraf Hermann von Meißen, obwohl Boleslav's Schwiegersohn, hielten immer treu zu ihrem Könige. Aber trotzdem mag vielleicht etwas Wahres an der Sache gewesen sein, wenn denn freilich auch gar manche, wie jener Hodo und andere, die, obgleich sie im Verdacht der Untreue standen, im ritterlichsten Kampf gegen Boleslav fielen, völlig unschuldig an dem ihnen zugetrauten Verrath waren. Wir sehen jedoch, daß der König volle Gewalt hatte, solche Verbindungen sofort zu strafen. Den Markgraf Gunzelin beargwöhnte man z. B. dieserhalb: der König entsetzte ihn und ließ ihn in sichern Gewahrsam bringen. Später erhob man gegen zwei Grafen dieselbe Beschuldigung: der König confiscirte ihre Güter. Schließlich erließ er ein Edict: es solle jetzt Niemand mehr mit den Polen in Verkehr stehen, und sorgfältig solle untersucht werden, wer es bisher gethan [33]). — Wenn überhaupt, so kann nur bei Männern von ganz untergeordnetem Ansehen in diesem Kreise, ihre Treue gegen das Reich zweifelhaft gewesen sein, und auch diese würde der König wohl leicht haben zur Pflicht zurückführen können, wenn er nur, wie es in einzelnen Fällen geschehen, seine Herrschergewalt gegen sie gebraucht hätte.

Der Erfolg der Kriege war ein für Boleslav durchaus günstiger. Zwei Landschaften, auf die er sowohl im Jahre 1002 in Merseburg als auch im posener Frieden hatte verzichten müssen, erlangte er dadurch als Lehn zurück. Die Uebertragung derselben an einen solchen Vasallen kann doch wohl nicht viel weniger bedeutet haben als

Entfremdung vom Reiche selbst. Aber trotzdem soll nun auch in diesem Kriege Heinrich der Würde und dem Ansehen seiner Krone wesentlich genützt haben. „Dasjenige,“ schreibt Gfrörer, „was das Hauptziel von Boleslav's Wünschen war, nämlich die Anerkennung seiner Selbständigkeit und die Königskrone, hat er nicht erreicht. Er blieb, wenigstens dem Namen nach, des deutschen Reiches Lehenträger. Erst nach Heinrich's II. Tode wagte er es, die Krone auf sein Haupt zu setzen.“ Und Giesebrecht: „Heinrich hatte doch so viel erreicht, daß der Pole weit ab von dem letzten Ziele blieb, das er seinen Thaten gestellt hatte und dem er sich einst mit Riesenschritten zu nähern schien. Meißen und Böhmen behaupteten die Deutschen, — das Lehnsverhältniß Polen's zum deutschen Reich wurde nicht gelöst, so lange Heinrich lebte, wagte Boleslav nicht sein Haupt mit einer Königskrone zu schmücken.“ Daß Boleslav gern noch mehr genommen hätte, ist nicht zu bezweifeln, aber schlimm genug war es sicher, daß der deutsche König ihm das, was er sich nun einmal angemaßt, nicht wieder abnehmen konnte, sondern im Gegentheil ihm rechtlich übertragen mußte. Auch handelte es sich zunächst in diesen Kriegen doch nur um die oft genannten Landschaften. — Mit der Königskrone schmückte sich Boleslav allerdings erst nach dem Tode Heinrich II.; daß dieses jedoch nur aus Furcht, aus Respect vor diesem Kaiser geschehen sei, ist lediglich Vermuthung. Mit mindestens demselben Rechte wird man sagen können: durch die Schwäche, mit der ihm der deutsche König in all jenen Kriegen entgegen trat, wurde er auf so weit gehende Plane gebracht und hielt dann keinen Zeitpunkt für geeigneter sie durchzuführen, als den der Erledigung des deutschen Thrones nach dem Tode Heinrich II. Das vorige Interregnum hatte ihm gezeigt, wie günstig eine solche Zeit für Angriffe auf das Ansehen und den Bestand des Reiches sei. — Der Pole täuschte sich über seine Macht. Denn Conrad II. nöthigte nach wenig Jahren Boleslav's einen Sohn, alle jene Landschaften, die der Vater dem Reiche entzogen, zurückzugeben, worauf ein anderer dem Kaiser auch die Königskrone übersandte. Somit stellte also Heinrich's Nachfolger hier, wenig Jahre nach dessen Tode, die Verhältnisse wieder her, wie sie unter den Ottonen bestanden hatten.

Ueber Böhmen, die zweite dieser slavischen Gewalten, braucht hier nicht mehr gesagt zu werden als oben bereits geschehen ist. Eine

wesentliche Lücke würde aber in dieser Betrachtung sein, wenn die Beziehungen unseres Königs zu den heidnischen Liutizen unerwähnt gelassen würden.

Wie in der kriegerischen Haltung gegen Boleslav wird in der friedlichen gegen diese Heiden, die zwischen dessen und den Gebieten des deutschen Reiches wohnten, ein Verdienst Heinrich II. gesehen. In gewisser Hinsicht ist dieses ohne Zweifel begründet.

Otto I. beauftragte in einem merkwürdigen Briefe die sächsischen Markgrafen, mit den Slaven bis zu deren gänzlichem Untergange zu kämpfen. Dieselbe Politik werden die beiden letzten Ottonen befolgt haben, obwohl man die Gebiete jener Stämme zum Reich gerechnet zu haben scheint, sich wenigstens von ihnen Tribut zahlen ließ. Heinrich II. schlug hier eine ganz andere Politik ein. Kurze Zeit bevor der Kampf gegen Boleslav und den Markgrafen Heinrich ausbrach, empfing er, wie oben erwähnt ist, Gesandte der Liutizen und Redarier, der beiden mächtigsten Stämme dieser Slaven, beschenkte sie in üblicher Weise und scheint darauf einen Frieden mit ihnen abgeschlossen zu haben, der, von Zeit zu Zeit erneuert[23]), Sachsen Ruhe, dem Könige Tribut[34]) und Hülfstruppen verschaffte. Daß ein Hauptgrund zu der verhängnißvollen Kriegserklärung an Boleslav im Jahr 1007 die Drohung der Liutizen war, im andern Fall dem König für ihre Treue nicht einstehen zu können, haben wir oben gesehen. Man erkennt daraus, wie vielen Werth Heinrich auf diese Bundesgenossenschaft legte. Für Sachsen war dieselbe auch von großer Wichtigkeit. Von jenen unter den Ottonen so häufigen räuberischen Einfällen und Verheerungen des Landes hören wir darauf während der ganzen Regierung Heinrich's gar nichts, vielmehr hebt Thietmar eigens hervor, dieser große Theil des Reiches genieße jetzt Frieden, während ihn früher die Slaven doch stets verwüstet hätten.

Keineswegs wird der merseburger Bischof damit aber eine Billigung des Verhaltens seines Königs haben aussprechen wollen, denn an andern Stellen ist er entsetzt über die Vereinigung liutizischer Heerschaaren mit denen der christlichen Deutschen. Geradezu mit den härtesten Vorwürfen überschüttet aber, in dem früher angeführten Briefe, der Erzbischof Bruno den König wegen seines Bündnisses mit den Heiden gegen den christlichen Boleslav, der doch so viel für Verbrei-

tung der Lehre des Heils thue. „Ist es recht," schreibt er, „einen Christen zu verfolgen und ein heidnisches Volk in Freundschaft zu haben? Wie kommen Zuarasi oder der Teufel und der Führer der Heiligen, Euer und unser Moritz zusammen?" Sehen wir die ganze kirchliche Richtung jener Zeit an, so können wir nicht daran zweifeln, daß alle Gläubigen in diesem Bündniß ein großes Aergerniß finden mußten, und kaum faßlich ist es, wie ein König, der sich dieser Richtung ganz hingegeben hatte, dasselbe abschließen und selbst mit Opfern aufrecht erhalten konnte.

Wenn übrigens Sachsen auch einigen materiellen Nutzen von dieser Verbindung mit den benachbarten slavischen Stämmen hatte, so erwuchs dem Reiche daraus doch ein sehr erheblicher Schaden. Der christliche Mistislav, Fürst der Abodriten und Wagrier, die im heutigen Holstein wohnten, hatte seinen heidnischen Stammesgenossen, den Liutizen, im Jahr 1017 keinen Zuzug zu der Heerfolge des Kaisers geleistet. Das gab nun diesen einen willkommenen Vorwand, den Fürsten im folgenden Jahre anzugreifen, ihn aus dem Lande zu jagen, hier in arger Weise gegen das Christenthum zu wüthen und es dadurch dann in diesen Gegenden gänzlich auszurotten. Erst nach langer Zeit konnte die christliche Kirche hier wieder Wurzel fassen und ihre Aufgabe, von dort das Evangelium nach dem Norden und Osten zu verbreiten, von neuem übernehmen. Damit waren aber diese Lande, deren Bischöfe und Fürsten bereits auf deutschen Reichstagen erschienen, dem deutschen Reiche auf lange Zeit entzogen; die deutsche Grenze war seit jener Schreckensthat der Bundesgenossen Heinrich II. factisch die Elbe. Als daher später Conrad II. den Anspruch auf die Mark Schleswig aufgab, denn eine Herrschaft darüber hatte schon seit vielen Jahrzehenden nicht behauptet werden können, verzichtete er damit nur auf ein Gebiet, das, durch Ereignisse während der Regierung seines Vorgängers, weit von den Grenzen seines Reiches entfernt lag. Seiner kräftigen Regierung war es vorbehalten, die Bundesgenossenschaft mit den Liutizen zu lösen und hierfür dann, auch in diesem Theile des Reiches, die strenge Unterwürfigkeit aus der Zeit der Ottonen wieder herzustellen. Dadurch wurden auch die überelbischen Gegenden dem Christenthum, dem deutschen Reiche wieder gewonnen.

Diese slavischen Angelegenheiten sind deshalb so ausführlich be-

sprochen worden, weil sie, neben der Empörung der Luxemburger, am meisten die kriegerische Thätigkeit Heinrich II. in Anspruch nahmen. Verhältnißmäßig wenig ist, indem wir uns von Osten nach Westen wenden, über die flandrischen und burgundischen, mehr dann über die italienischen Dinge zu sagen.

„Im Morgen und Abend sicherte Heinrich die Grenzen des Reiches," sagt Giesebrecht. Das geschah jedoch nur, indem von ihm weite Gebiete desselben entweder thatsächlich aufgegeben oder ihrem Schicksal, wie Nordalbingien, überlassen wurden. Auch der Behauptung: „Nirgends hat Heinrich II. die Herrschaft der Deutschen geschmälert, sondern war vielmehr zu aller Zeit auf ihre Erweiterung bedacht," kann ich nur, wie für den Osten so für den Westen, eine sehr bedingte Richtigkeit zuerkennen.

Die Verwirrungen während der ersten Regierungsjahre Heinrich II. hatte Markgraf Balduin von Flandern, der mit einer Nichte der Königin Kunigunde vermählt war, benutzt, um sich in Besitz der Stadt Valenciennes und auch wohl noch anderer Gebietstheile des deutschen Reichs in dieser Gegend, z. B. Gent's zu setzen. Obwohl nun ein zweiter Feldzug des Königs, ein erster, der sogar mit Hülfe des Königs von Frankreich und des mächtigen Herzogs der Normandie unternommen war, blieb erfolglos, hier das alte Verhältniß wieder herstellte, wurde Heinrich später doch durch die Unruhen in Lothringen, also vornehmlich durch die Empörung seiner Schwäger gezwungen, den Markgrafen nicht allein mit Valenciennes, sondern einige Jahre später auch mit Walchern zu belehnen. Dadurch wurde Balduin, der bisher nur ein Vasall des französischen Königs war, Fürst des deutschen Reiches, dadurch entstand erst jenes zwieschlächtige Verhältniß von Kron- und Reichsflandern, das dann in der Folge nicht unwesentlich dazu beitrug, diese Gegenden dem deutschen Wesen zu entziehen. Auch hier hat also Heinrich seinen Zweck nicht erreicht, auch hier mußte er Gebiete des Reiches einem zweifelhaften Vasallen übergeben.

Wenig ersprießlicher scheint mir die Wirksamkeit unseres Königs in den burgundischen Angelegenheiten gewesen zu sein, denn mit Recht ist auch hier, zuletzt noch von Souchay, der Mangel an durchgreifen-

der Energie beklagt. Es waren wohl hauptsächlich seine persönlichen Erbrechte, die er geltend machte, um den Anfall des arelatischen Reiches an das deutsche bei dem bevorstehenden Aussterben des dort herrschenden Königshauses durch Vertrag und hauptsächlich durch Besetzung von Basel im Jahr 1006 zu sichern. Seiner demnächstigen Nachfolge widersetzten sich nun aber nach einigen Jahren die burgundischen Großen, an deren Spitze der mächtige Graf Otto Wilhelm stand, wodurch Rudolf, der schwache König des Landes, sich im Jahr 1016 veranlaßt sah, schon jetzt bei Lebzeiten seinem Schwestersohn, dem König der Deutschen, einen wesentlichen Antheil an der Regierung zu überlassen, ja ihm das Land selbst, freilich einstweilen noch als Lehn, zu übergeben. Die burgundischen Großen widerstrebten dem nun noch mehr; Otto Wilhelm setzte sich sogar in Besitz von Basel, das darauf von Heinrich erfolglos belagert wurde. Dieser Angelegenheit wegen hatte er, wie früher bemerkt, den dritten Krieg gegen Boleslav gleich nach dem ersten Feldzuge unterbrochen. Daher bezieht sich Thietmar's Wort: „der Kaiser zog traurig von dannen, da er weder hier (in Burgund) noch im Osten seinen Feinden einen wesentlichen Schaden zugefügt hatte,“ auf beide Ereignisse. — Die Großen Burgund's wußten nach solchen Erfolgen auch den König Rudolf wieder auf ihre Seite zu ziehen, der darauf Heinrich bat den Vertrag rückgängig zu machen, was von diesem dann auch, aus Rücksicht auf seinen Oheim, geschehen sein soll [35]). Allein im Jahr 1018 fühlte letzterer sich abermals zu schwach die Regierung weiter zu führen; er übergab daher dieselbe von neuem unserm König auf einem Reichstage zu Mainz in aller Form Rechtens, und es scheint letzterem daselbst auch von einer größern Anzahl burgundischer Großen gehuldigt zu sein. Im Sommer desselben Jahres rückte Heinrich, doch wohl nur um sich nun wirklich in Besitz des Landes zu setzen, in Burgund ein, erreichte jedoch diesen Zweck nicht, mußte vielmehr, obgleich er bis zur Rhone vorgedrungen war, „ohne Erfolg zurückkehren,“ wie die einsiedler Annalen sagen. Vielleicht hatte sich gar König Rudolf zum dritten Male von ihm abgewandt. In den Besitz von Basel hat sich Heinrich auch dieses Mal nicht wieder zu setzen gewußt; auch das, und damit ein wesentlicher Schritt, um den Anfall des Reiches Burgund an das deutsche zu sichern, gelang erst Conrad II.

Die mannigfachen Beziehungen, welche zwischen unsern Königen und Italien bestanden, hatten ihren Vereinigungspunkt in dem Kaiserthum, dem eben in der Verknüpfung dieser verschiedenen Interessen eine Basis gegeben war. — Damals so wenig wie viele Jahrhunderte vor und nachher umfaßte ein Staat Italien. Auch knüpfte kein gemeinsames Interesse, wie sich schon aus dem Geist der dürftigen Geschichtsquellen ergiebt, die verschiedenen Gebiete an einander. Daher sind hier manche Einzelheiten zu besprechen, ehe wir das Allgemeine des Kaiserthums Heinrich II. betrachten.

Die schroffe, durch Geschichte und geographische Lage bedingte Sonderstellung des Freistaats Venedig gegenüber von dem gesammten übrigen Italien hatte in der letzten Zeit der Ottonen durch Erweiterung mercantiler und politischer Beziehungen abgenommen. Es war daher wohl von gutem Einfluß, daß Heinrich II. durch einen Vertrag, den er gleich im ersten Jahre seiner Regierung mit dem Dogen, welchen er hierbei als Herzog von Dalmatien anerkannt haben soll[36]), abschloß, dem alten Verhältniß seine Anerkennung gab.

Das übrige Italien war in sehr verschiedenartige Herrschaften getheilt. Die Gebiete des alten Langobardenreiches, sowohl im Norden als auch im Süden, bildeten das eigentliche Königreich Italien. Die früher unter den einheimischen Herrschern fast ganz untergegangene oberste Staatsgewalt war hier durch die enge Verbindung mit dem deutschen Königthum wieder wesentlich gestärkt, hatte namentlich die weltlichen und geistlichen Großen in ein viel größeres Abhängigkeitsverhältniß zur Krone zu bringen gewußt als je zuvor. Ein Zeichen davon ist, daß den beiden letzten Ottonen ohne weiteres die Ausübung der königlichen Gewalt zugestanden wurde; selbst während der Minderjährigkeit Otto III. ließ man sich eine Regierung in seinem Namen gefallen. Erst nach dessen Tode erhob sich im Königreich Italien eine heftige Opposition gegen die deutschen Könige. Der Grund dazu scheint in der engen Verschmelzung gelegen zu haben, die jene beiden Kaiser mit ihren Reichen Italien und Deutschland beabsichtigten, wobei ersteres, als das schwächere, dann entschieden in ein untergeordnetes Verhältniß gegen letzteres hätte treten müssen, während bisher keine Abhängigkeit vom deutschen Reiche, etwa wie bei Böhmen und Polen, stattgefunden hatte. Daß man Italien, mindestens nach dem Tode

Heinrich II., als ein selbständiges Land ansah, dem es aber nützlich sei, die Könige der Deutschen auch zu den seinigen zu wählen, ersehen wir aus dem bekannten Briefe des Abtes von Reichenau. — Das gänzliche naturgemäße Mißglücken der auf eine Realunion hinzielenden Plane Otto II. und III. veranlaßte nach dem Tode des letzteren die Erhebung eines einheimischen Großen zum König.

Arduin, bisher Markgraf von Ivrea, wird freilich wohl mehr durch Gewalt denn durch allgemeine Wahl den Thron erlangt haben. Viele, besonders geistliche, doch auch weltliche Großen, erkannten ihn nicht an, und selbst für das kleine Häuflein seiner Getreuen mag es entscheidend gewesen sein, daß Deutschland erst mehrere Monate nach der Krönung Arduin's wieder ein Haupt erhielt. Kaum war hier Heinrich allgemein anerkannt, als auch bereits Gesandte italienischer Großen erschienen, ihn aufzufordern, bald möglichst über die Alpen zu kommen, um auch die Regierung des Königreiches Italien anzutreten. Könne er nicht, so möge er einige seiner Fürsten schicken. Dieses geschah einstweilen. Aber die völlig ungenügende Streitmacht, die Otto, der alte Herzog von Kärnthen, am Ende des Jahrs 1002 hinführte, wurde von Arduin gleich bei ihrem Einmarsch total geschlagen und zurückgeworfen. Obwohl nun hierdurch das Ansehen Arduin's bedeutend zugenommen haben muß, wurde der deutsche König doch, als er, in Folge mehrfacher Aufforderung italienischer Fürsten, etwa fünfzehn Monate später selbst in das Land kam, ohne daß er Waffengewalt, außer bei dem Zug durch die Klausen, anzuwenden brauchte, im oberen und mittleren Italien allgemein von beiden, geistlichen wie weltlichen Fürsten, anerkannt. Wie im Triumph zog Heinrich nach der alten Königsstadt Pavia und ließ sich hier, nach geschehener Wahl, auf das feierlichste huldigen und krönen. Sofort nahm er eine Menge Regierungshandlungen der verschiedensten Art vor, so daß gar kein Zweifel sein kann, er hatte hier sogleich eine viel größere Königsgewalt als Arduin sie jemals besessen. — Die raschen Erfolge können keineswegs der Güte und Milde des Königs, etwa gegenüber der Rauheit und Härte Arduin's, von denen unsere, freilich alle von Gegnern desselben geschriebenen Berichte erzählen, zugeschrieben werden, denn noch viele Jahrhunderte später wußte man von seinem scharfen Auftreten gegen Pavia zu erzählen. Hier kam es ähnlich wie bei dem Umzuge in

Deutschland in Merseburg und Paderborn, am Abend des Krönungstages zu einem Volksauflauf, in Folge dessen die alte, ehrwürdige, schon damals so mächtige Stadt in Schutt und Trümmer sank. Ob dieses auf Geheiß des Königs geschah, kann nach Thietmar sehr bezweifelt werden, allein aus allen andern Quellen ersehen wir, daß ihm die Schuld beigemessen wurde, woraus der Haß der Paveser gegen die Deutschen, der sich dann besonders unter Conrad II. zeigt, wohl erklärt werden mag.

Gegen Arduin scheint Heinrich nach seiner Krönung nichts mehr unternommen zu haben. Er suchte nur noch Mailand auf, um hier am Grabe eines Heiligen zu beten, empfing darauf nachträglich die Huldigung der langobardischen Großen, die bisher noch nicht vor ihm erschienen waren, und zog dann, kaum drei Wochen nach seiner Erhebung, wieder über die Alpen zurück. Thietmar erzählt uns, man habe sich über diese plötzliche Abreise beklagt, der König aber versprochen bald wieder zu kommen. Der beabsichtigte Zug gegen Boleslav, der noch in demselben Jahre mit der schnellen und leichten Eroberung Böhmen's endigte, wird ihn zur Rückkehr veranlaßt haben. Italien sah er erst nach Verlauf von etwa zehn Jahren wieder.

Der Erfolg der glücklichen Heerfahrt war ein sehr geringer. Er war gleich dem vieler ähnlicher Unternehmungen gegen Boleslav von Polen, gegen die Brüder der Kunigunde, gegen Balduin von Flandern; der König hatte seinen Feind gedemüthigt, nicht vernichtet, sowie er den Rücken wandte, suchte sich Arduin wieder in Besitz der Macht zu setzen. Heinrich war nun auch, wie früher Arduin, gekrönt, und somit hatte Italien zwei Könige, die sich gegenseitig anfeindeten und die Rechtmäßigkeit des andern bestritten. Da kam es denn darauf an, wer sich im Besitz des königlichen Ansehens zu behaupten wußte. Wir haben nun von Heinrich allerdings aus den folgenden Jahren eine Anzahl von Urkunden, die sich auf italienische Verhältnisse beziehen[37]), und können daraus schließen, daß das Land seiner Einwirkung nicht ganz entzogen war, aber eine Herrschaft kann er hier nicht ausgeübt haben, vielmehr kann Arduin's Macht im Lande viel größer gewesen sein wie die seines weit entfernten Gegners, dem freilich die meisten Bischöfe des Landes die Treue bewahrt haben werden. Pavia erkannte alsbald von neuem die Herrschaft jenes an, und aus späteren Urkunden

Heinrich's ersehen wir, daß von den weltlichen Großen so viele von ihm ab, seinem Gegner zufielen, daß ihm von diesen nur sehr wenige treu geblieben sein werden. Ob Heinrich in dieser Zeit die Bisthümer Italien's besetzt hat, ist doch sehr zweifelhaft. Bei Ravenna machte er einen Versuch, allein die Ernennung seines Bruders war auch hier von keinem bessern Erfolg als die Megingaud's zum Erzbischof von Trier, denn auch jener mußte einstweilen wie dieser umherirren, konnte seinen Sitz nicht einnehmen. Die Anhänger Heinrich's waren offenbar nur auf Selbstschutz angewiesen und hatten demnach von dem kriegerischen König Arduin viel zu leiden. „Hunger, Durst, Hitze, Kälte ertrug der Bischof von Novara aus Treue gegen uns," sagt Heinrich selbst später in einer Urkunde [38]). Am meisten wird der Bischof Leo von Vercelli durch die Feindschaft Arduin's erlitten haben.

Schon diese Lage seiner Anhänger hätte den König bewegen müssen, sein beim Abzuge aus Italien gegebenes Versprechen zu lösen und bald wieder dorthin zu kommen. Seit 1007 dachte er hieran auch Jahr für Jahr [39]). Als Grund der langen Zögerung werden nun die vielen Kriege in Deutschland angegeben: allein warum hinderten denn diese 1013 nicht? Die Luxemburger waren jetzt durchaus noch nicht besiegt und einen solchen Frieden, wie er kurz vor seinem Römerzuge mit Boleslav abschloß und damit einem Kriege ein Ende machte, um den er sich, obwohl er schon viele Jahre dauerte, sonst gar nicht bekümmert hatte, hätte er längst abschließen können, denn der Pole war stets zum Frieden bereit [40]).

Heinrich konnte jetzt nach Italien ziehen, weil dringendere Gründe als je ihm dieses zur Pflicht machten. Dieses Mal galt es, die Kaiserkrone zu erlangen und dann das kaiserliche Ansehen in Kirchensachen geltend zu machen.

Nirgends hatten die Plane, welche die knabenhafte Phantasie Otto III. zu realisiren suchte, so heftigen Widerstand gefunden als in Rom, der Stadt also, der er einen so hervorragenden Platz in jenen angewiesen. Die Herrschaft der deutschen Könige über die ewige Stadt brach daher noch zu Lebzeiten des dritten Otto, der sie selbst erst wieder aufgerichtet, zusammen. Damit nun aber auch die Gewalt über das römische Bischofthum, denn dieses gerieth jetzt wieder, wie

vor den Zeiten der Ottonen und in solchen Tagen derselben, wo sie verhindert waren, ihr Ansehen persönlich in Rom geltend zu machen, in Abhängigkeit von den römischen Adelsfamilien, wurde diesen abermals Zankapfel und Ziel ehrgeiziger Bestrebungen. Des Patriciats bemächtigte sich ein Sohn des von Otto III. hingerichteten Crescentius. Er erkannte Heinrich als zukünftigen Kaiser an, ehrte ihn durch Geschenke, suchte aber zu verhindern, daß er nach Rom komme. Unter seinem Einflusse wurden darauf, wie es scheint, die drei Päpste erhoben, die zwischen Sylvester II. und Benedict VIII. an der Spitze der abendländischen Kirche standen. Kurz vor Erhebung des letzteren starb der Crescentier [41]), worauf die Familie der Tusculaner sich des entscheidenden Einflusses zu bemächtigen wußte. Aus einer zweispältigen Papstwahl gieng ihr Candidat, eben Benedict VIII., als Sieger hervor. Heinrich II. wird ihn wohl sofort als rechtmäßigen Papst anerkannt haben [42]), obwohl er seinem Gegner Gregor, als dieser sich Weihnachten 1013 bei ihm in Deutschland einfand und ihn um Schutz angieng, zusagte, er wolle nach Italien kommen und die Sache ordnen. Nach Thietmar sollen alle Päpste dringend gewünscht haben, Heinrich möge sich baldigst die Kaiserkrone holen. Es wurde ihm diese von keinem streitig gemacht. Auch der Crescentier ehrte in ihm, wie wir sahen, bereits den zukünftigen Kaiser. Auch in dem um Rom herum gelegenen Gebiete erkannte man ihn schon vor der Krönung als Herrscher an; Arduin's Königthum, das doch eigentlich auch nur das der Langobarden sein sollte, wird sich nie auch nur zu dem Anspruch erhoben haben, diese Länder zu beherrschen. Für diese Verhältnisse ist charakteristisch, was uns der Abt Hugo von Farfa erzählt. „Er habe sich im Jahr 1007 nach Deutschland begeben, um vom Könige eine Angelegenheit ordnen zu lassen. Das sei auch geschehen, aber die Beilegung einer andern habe der König verschoben, da er sie besser in Italien selbst ordnen könne, wohin er noch in demselben Jahre kommen werde.“ Aus derselben Quelle ersehen wir auch, wie sehr der geordnete Rechtszustand, der nunmehr seit zwölf Jahren von keiner höhern Gewalt beschützt war, in dieser Zeit gelitten hatte. Der raubsüchtige Adel nahm sich was ihm beliebte. Es ist deshalb sehr erklärlich, daß häufig Gesandte nach Deutschland kamen und den König baten, er möge doch baldigst über die Alpen kommen.

Erst jene zwiespältige Papstwahl gab, wie bemerkt, Heinrich Anlaß die Wünsche zu erfüllen. „Ohne jede Schwierigkeit kam der König mit der Königin nach Rom," sagt Thietmar und wird hierin von andern Nachrichten bestätigt [43]). Das Heer, das ihn begleitete, war nur klein, aber trotzdem öffnete Pavia ihm bereitwilligst die Thore; er feierte hier 1013 das Weihnachtsfest. In Ravenna setzte er darauf seinen Bruder als Erzbischof ein. In Rom wurde er am 14. Februar 1014 zum Kaiser gekrönt. Bald nachher trat er den Rückzug an und erreichte, nach einem längeren Aufenthalt in Oberitalien, wo er viele von denen, die sich wieder zu Arduin gewandt hatten, durch Confiscation ihrer Güter bestrafte, und nachdem er in aller Eile noch ein Bisthum gestiftet, Anfang Juni 1014 wieder sein deutsches Reich.

König Arduin hatte dieses Mal nicht einmal gewagt ihm den Einmarsch streitig zu machen. Er zog sich in eine seiner festen Burgen zurück und bot von hier aus dem Gegner an, wenn er ihm eine gewisse Grafschaft überlassen wolle, sei er bereit, die Krone auszuliefern und seine Söhne als Geisel zu stellen. „Da der König," sagt Thietmar, „nach dem Rathe Weniger das nicht zugestehen wollte, sah er erst später ein, wie sehr das zum großen Schaden seiner Getreuen gereichen sollte." So war es auch in der That. Heinrich strafte allerdings die Anhänger Arduin's, führte nicht wenige von ihnen gefangen mit nach Deutschland, aber den Urheber dieser Unordnungen, den König Arduin selbst, ließ er auch dieses Mal unbesiegt in seinem transalpinischen Reiche. Kaum war er wieder in Deutschland, als der auch sein altes Treiben von neuem aufnahm. Die Bischöfe hatten abermals viel von ihm zu leiden, namentlich wird uns der treue Leo von Vercelli genannt, dessen Stadt er von neuem überfiel und sich auf das grausamste an ihm für die Begünstigung Heinrich's rächte [44]). Darauf wird sich das angeführte Wort Thietmar's beziehen. Unter diesen Umständen war es ein Glück für die Anhänger des Kaisers, daß Arduin endlich freiwillig die Krone niederlegte, in ein von ihm gestiftetes Kloster gieng und hier bereits am 14. December 1015, unbesiegt von seinem Gegner Heinrich II., starb.

Ein dritter Zug Kaiser Heinrich's über die Alpen wurde durch die Verhältnisse Unteritaliens herbeigeführt. — Es waren hier die Griechen noch immer im Besitz von Apulien und Calabrien. Sowohl

von ihnen als auch von dem Könige von Italien, dem Kaiser, wußte sich der Fürst von Salerno in ziemlicher Unabhängigkeit zu halten. Die Oberlehnsherrlichkeit unserer Könige als Könige der Langobarden erstreckte sich also in der Regel nur über die Fürsten von Benevent, Capua und Neapel. Und selbst diese war keine gesicherte, denn die Fürsten wandten sich nicht selten den Griechen zu. Das war noch im Jahr 1000 geschehen, worauf jedoch Otto III. im folgenden Jahre mindestens den mächtigsten unter ihnen, den Fürsten von Benevent, wieder zur Unterwerfung zwang. Von da an scheint derselbe treu zum abendländischen Reich gehalten zu haben und war somit eine Hauptstütze für die Apulier, als sie acht Jahre nach Kaiser Otto's Tode, vielleicht noch gereizt durch Angriffe der Araber, denen sie schutzlos preisgegeben waren, unter der Führung des Langobarden Melus und mit Hülfe normannischer Heerschaaren, die damals zum ersten Mal in diesem Lande auftraten, sich der Herrschaft der Griechen zu entziehen und dem einheimischen Königreiche anzuschließen suchten. Anfangs waren die Aufständigen glücklich, nachdem aber neue Streitkräfte von Constantinopel gesandt waren, wurden sie nicht allein niedergeworfen, sondern auch ein Theil von Benevent, also vom Reiche Heinrich II. erobert. Der Fürst dieses Landes hielt trotzdem treu zur nationalen Sache, allein der von Capua unterwarf sich der griechischen Herrschaft und der von Salerno, allerdings kein Vasall des Königs, scheint ein Gleiches beabsichtigt zu haben. So geboten denn bereits die Griechen über die Gebiete bis in die Nähe von Rom, bedrohten in der ewigen Stadt das Oberhaupt der abendländischen Kirche selbst. Durch Anlage von Burgen, namentlich des starken Trojas, suchten sie ihre Herrschaft zu befestigen.

Diese große Noth wird im Anfange des Jahres 1020 jenen Langobarden Melus und den Papst veranlaßt haben über die Alpen zu eilen, um Heinrich dringend aufzufordern, dem südlichsten Theile seines Reiches baldmöglichst zu Hülfe zu kommen. Vielleicht ist niemals der Zug eines deutschen Königs nach Süditalien berechtigter gewesen als damals. Heinrich war auch bereit ihn zu unternehmen, allein er konnte die Heerfahrt erst December 1021 antreten, da er bis dahin hauptsächlich durch jenen Grafen Otto von Hammerstein beschäftigt wurde, der von seiner Gemahlin nicht lassen wollte. Als

er aber endlich kam, verfolgte er das Ziel mit vieler Energie. Für jene Zeiten muß sein Heer eine unermeßliche Stärke gehabt haben; Gfrörer's, auch von Giesebrecht acceptirte, Berechnung, daß es 60,000 Mann gezählt, mag unsern Quellen zufolge nicht zu hoch sein. Man muß jedoch nicht denken, daß es nur aus Deutschen bestand, im Gegentheil, die meisten Krieger werden Italiener gewesen sein. Damit erreichte nun auch Heinrich in einem Feldzuge, was bei seinen übrigen kriegerischen Unternehmungen sonst fast nie geschah, das vorgesteckte Ziel. Er drängte die Griechen wieder in ihre Grenzen zurück, nahm ihre Burgen und festen Städte in dem eroberten Lande ein, die abgefallenen Fürsten zwang er wieder zur Anerkennung seiner Oberhoheit, den von Capua führte er gefangen mit nach Deutschland. Möglich mag es sein, daß er sogar noch einen Versuch gemacht hätte, die Griechen ganz aus Italien zu verdrängen, wenn nicht im Heere, wie so oft in dieser Zeit, wo das Verpflegungswesen noch ganz darniederlag, ansteckende Krankheiten, die namentlich die Deutschen sehr decimirt zu haben scheinen, einen beschleunigten Rückzug nothwendig gemacht hätten.

Es ist ein wunderbarer Contrast zwischen den beiden letzten kriegerischen Unternehmungen, die wir von Heinrich II. kennen. Die Griechen zu besiegen, ihre starke Feste Troja einzunehmen, abgefallene nicht unmächtige Fürsten, den Süden Italien's seiner Botmäßigkeit wieder zu unterwerfen, langjährige Bestrebungen seiner Feinde zu vernichten, dazu gebrauchte er etwa eben so viel Zeit als erforderlich war, um die Burg des winzigen, uns lediglich durch seine Streitigkeiten mit dem König bekannten Grafen Otto von Hammerstein einzunehmen. Und wie verschieden die Zwecke beider Unternehmungen! Dort erfüllt Heinrich als König zweier mächtiger Reiche, als gebietender Schutzherr der abendländischen Kirche eine hohe Pflicht: hier giebt er sich dazu her, einen seiner Untergebenen mit Krieg zu überziehen, weil er eine Satzung der Kirche nicht gehalten. Ja, letzteres scheint ihn sogar verhindert zu haben, jene hohe Pflicht schon früher zu erfüllen. — Aber ist es nicht ganz dieselbe Erscheinung, wenn wir sehen, wie unser König einmal dem mächtigen Polenherzog binnen kurzer Zeit Böhmen und das Milzienerland zu entreißen, ihn dann,

fast noch schneller, bis tief in das Innere seines Reiches zu verfolgen weiß, um ihn hier zu einem Frieden zu nöthigen, in dem er auf alle Erfolge seiner früher so siegreichen Waffen verzichten muß, und wenn wir dann wieder wahrnehmen, wie ebenderselbe König in der Hand ebendesselben Feindes viele, viele Jahre lang weite Strecken des Reiches lassen, sie ihm endlich gar in dem Frieden, der diesem von ihm selbst provocirten Kriege ein unrühmliches Ende machte, abtreten mußte? Der König hatte freilich zu gleicher Zeit mit seinen Schwägern zu kämpfen. Aber was geschah denn hier? Hat Heinrich ihren Aufruhr mit Waffengewalt niedergeworfen? Die Geschichte hat es wenigstens nicht überliefert. Und weshalb unternahm denn Heinrich in einem doch bedenklichen Augenblick den zweiten Krieg gegen Boleslav, der doch dazumal nichts vom deutschen Reich occupirt hielt? Weil die Liutizen und der Herzog von Böhmen im andern Fall von ihm abzufallen drohten, kündigte er dem Polen den Frieden. Würde das wohl für die hehren Ottonen, die in Deutschland und Italien eine starke Königsgewalt aufrichteten oder handhabten, die Welt mit ihrem Ruhm und ihrem Ansehen erfüllten, oder für die ersten Salier, die jene Königsgewalt gegen feindliche Mächte so mannhaft vertheidigten, sie aufrecht zu erhalten und ihr Ansehen zu vermehren wußten, ein Grund gewesen sein?

„Macht ein Ende mit der Vertilgung der Redarier,“ befahl vom fernen Italien aus der große Otto seinen sächsischen Fürsten: und sein dritter Nachfolger war so innig mit ihnen verbündet, daß er es ruhig hingehen ließ, als sie einen nicht unansehnlichen Theil des Reiches diesem wieder entzogen, indem sie dessen Bewohner von neuem zum Heidenthum hindrängten. Erst der kräftige Conrad hat auch hier wieder das Ansehen und den Umfang des Reiches hergestellt.

Und werfen wir noch einen Blick auf die Empörungen der Großen, so sehen wir auch da unvermittelt neben einander die Einnahme von Trier, vielleicht auch die von Metz, die schnelle Unterwerfung mächtiger Herzoge, sei es von Schwaben oder von Sachsen, und die schimpfliche Vertreibung des vom König ernannten Erzbischofs aus Trier, die ermüdend und matt sich hinschleppenden Züge gegen die Luxemburger und die schmachvoll lang dauernde Fehde gegen Otto von Hammerstein. Nicht im entferntesten dürfen, wie oben bemerkt,

diese Empörungen mit den großartigen Fürstenverschwörungen zur Zeit der Ottonen und Salier verglichen werden: nirgends haben sich, nehmen wir den einzigen Fall der Erhebung des Markgrafen Heinrich aus, die verschiedenen Feinde Heinrich's zu dessen gemeinsamer Bekriegung die Hand gereicht. Gegen seine Feinde trat der König zwar mehrfach mit großer Energie auf, brachte dann doch aber selten die Sache zu Ende, mußte deshalb immer wieder von vorne anfangen. Wenn er den Sieg erreicht, kehrte er so häufig um, den Feind vernichtete er fast nie, ließ ihm vielmehr Raum, sich sofort hinter seinem Rücken von neuem zu erheben. Daher blieben denn auch selbst so mächtige Züge, wie die beiden letzten gegen Boleslav, der Sache nach erfolglos.

Eben diese Halbheit in seinen Handlungen weist doch mit Nothwendigkeit darauf hin, daß Heinrich II. zwar eine starke Königsgewalt zu Gebote stand, aber von ihm nicht immer mit der erforderlichen Energie gebraucht wurde. Denn der Starke kann wohl schwach, der Schwache aber nimmer stark sein. Persönlich scheint mir Heinrich II. schwach gewesen zu sein, stark die ihm anvertraute Regierungsgewalt.

Das deutsche Reich war doch zur Zeit der Ottonen viel zu stark, als daß es durch die Träumereien, zu denen sich Otto III. während der letzten Jahre seines Lebens hinreißen ließ, denn vorher ist nichts zu bemerken was unmittelbar die Entfaltung des Reiches bedrohte, so schnell an den Rand des Abgrundes hätte gebracht werden können. Nimmer kann auch, so meine ich ferner, eine politische Gewalt von der Naturwüchsigkeit und der festen Grundlage des damaligen deutschen Königthums binnen wenig Jahren weder so tief fallen, wie es geschehen sein müßte, wenn man dadurch die zahlreichen Halbheiten und Schwächen Heinrich II. erklären wollte, noch so schnell wieder, jenes vorausgesetzt, zu einem Ansehen kommen, wie das Oberhaupt des deutschen Staates doch gleich im Anfang der kräftigen Regierung Conrad II. zu genießen hatte. Unser König wird nun auch nicht schwach in dem Sinne gewesen sein, als ob es ihm an standhafter Verfolgung vorgesetzter Ziele oder gar an persönlichem Muthe, der ihm nicht abzusprechen ist[45]), gefehlt hätte, vielmehr war er in der Handhabung der in seine Hände gelegten Regierungsgewalt

nur deshalb schwach, weil er im Handeln nicht die nothwendige Consequenz mit der äußersten Aufbietung aller Kräfte zur baldigen Erreichung des erwünschten Zieles zu verbinden wußte. Viele der Kriege, die er zu führen hatte, wurden durch seine Persönlichkeit hervorgerufen; ehe er dann den einen beendet, stürzte er sich bereits in den andern, und nur selten machte er ihnen dann, wie es Art seiner Vorgänger und Nachfolger war und wie er selbst, bei einzelnen Gelegenheiten hat er es gezeigt, wohl die Kraft dazu gehabt hätte, mit einem gewaltigen Schlage ein Ende.

Wenn daher Wipo, der Biograph seines Nachfolgers, von Heinrich sagt, er sei gestorben, als er gerade die Früchte seiner Arbeit in Frieden hätte genießen können, so ist das doch nur eine rhetorische Wendung. Er hätte, wenn er länger gelebt, mindestens gegen die Slaven und Burgunder den Krieg wieder aufnehmen müssen. Doch kann der Kaiser auch, selbst wenn uns durch den Mangel der für andere Perioden seiner Geschichte so reichlich fließenden Quellen eine Kunde von neuen Unternehmungen nicht vorenthalten ist, in den letzten Tagen seines Lebens nur kurze Zeit Frieden genossen haben, kaum so lange als schließlich die zehrende Krankheit währte, die seiner rastlosen Thätigkeit am 13. Juli 1024 ein langsames und qualvolles Ende machte. Seinem Nachfolger hinterließ er die Ausführung wichtiger Aufgaben: außer der schließlichen Beilegung der Sache Otto's von Hammerstein, die Wiedererwerbung der unter seiner Regierung an Polen und die heidnischen Slaven verlorenen Landschaften des Reiches und die Sicherung der Nachfolge in Burgund.

Anmerkungen.

Nachdem Giesebrecht in seinem verdienstlichen Werke den objektiven Thatbestand der Geschichte Heinrich II. mit erschöpfender Benutzung des gesammten Materials und einer eingehenden, scharfen Kritik dargelegt hat, wird es hier wohl nicht erforderlich sein, für jede berührte Thatsache die Quelle zu citiren. Die Begründung einiger abweichender Ansichten oder solcher Punkte, die ganz besonders in Betracht kommen mußten, mag, neben den Verweisungen auf das von Giesebrecht noch nicht benutzte Werk von Hirsch, zu unserm Zwecke genügen.

1) In der darüber ausgestellten Bulle, Jaffé 6222 heißt es bereits: — attendentes, quod, cum diadema sceptrumque imperii suscepisset, non imperialiter sed spiritualiter vixit; in thoro etiam legitimo positus, quod paucorum fuisse legitur, integritatem castimoniae usque in finem vitae conservavit. Es ist zuweilen behauptet worden, diese Auffassung stamme von Adalbert her, der doch, was durch die Bulle bestätigt wird, sicher nur, wie vorher schon Ekkehard, die allgemeine Auffassung wiedergab.

2) Thietm. VIII, 11.

3) Vgl. z. B. die Urkunden bei Böhm. 51. 99. 145. 157. LL. II, 18, 26, II, b, 159. Auch der vermehrte Antheil der Fürsten an der Regierung während der Minderjährigkeit Otto III. kann nur beweisen, daß sie sich seit lange daran betheiligten.

4) Waitz, Verfassungsgesch. III, 498.

5) Giesebrecht legt zur Begründung seiner Ansicht schon hier auf die Worte Wipo's: vires et viscera regni, die sich auf die Fürsten beziehen, viel Gewicht, allein letzterer Ausdruck wenigstens kommt früher vor, z. B. bei Regino zu 888, SS. I, 598; jedoch scheint mir dieses auch wenig zu beweisen, denn daß die Fürsten eine sehr große Rolle spielten, ist doch aus ganz andern Momenten zu ersehen.

6) Thietm. VII, 19. Gesta epp. Camerac. III, 1.

7) Thietm. IV, 34. Vgl., auch für das Folgende, meinen Excurs: Die Erhebung Heinrich II. zum deutschen König, bei Hirsch I, 440.

8) S. meine Note 6 bei Hirsch I, 217, vgl. S. 445.

9) An einem andern Orte gedenke ich hierüber eingehender zu sprechen, hier genüge es darauf zu verweisen, daß sich aus der gleich citirten Stelle Thietmar's ergiebt, daß die Zeitgenossen die Entziehung des Herzogthums nur dem König beimaßen.

10) Böhm. 910. 11) Thietm. V, 20.

12) Thietm. VI, 25, vgl. Hirsch S. 360.

13) Vgl. Thietm. VI, 25; Annal. Quedlinb., auch Annal. Colonien., SS. I, 99; Herim. Augiens. zu 1008.

14) Gesta Treveror. cap. 30, SS. VIII, 172.

15) S. meinen Excurs über Pfalzgraf Ezzo bei Hirsch S. 452.

16) Giesebrecht S. 592 führt Alpert I, 2 dafür an, allein ich bin zweifelhaft, ob sich diese Bemerkung, die so ganz allgemein gehalten ist und zwischen Notizen steht, die, nur zum Theil richtig, überhaupt die Verdienste des Königs hervorheben sollen, auf ein besonderes Ereigniß oder auf das des Jahres 1009 beziehen soll, denn daß auch hier mindestens ein Theil von Metz eingenommen wurde, zeigt Thietm. VI, 35.

17) Thietm. VII, 19; Gesta Trever., addit. cap. 1. Megingaud wurde auch in Trier begraben; Thietm. a. a. O.

18) Herim. Augiens. zu 1008.

19) Der Interpolation der Fundat. Brunwil. ist hier wohl voller Glaube zu schenken, s. meinen Excurs bei Hirsch S. 451 und Nachtrag S. 560.

20) Annal. Quedlinb. zu 1011.

21) Wolfher, Vita Godeh. prior cap. 31.

22) Thangmar, Vita Bernw. cap. 43.

23) So Wachler bei Ersch und Gruber, Allgem. Encyclop. Sect. I. Thl. 42, S. 123, dahingegen theilt Kluckhohn, Gesch. des Gottesfriedens S. 79, die Ansicht Giesebrecht's. Da dieser Sache vielfach eine große Wichtigkeit beigelegt ist, wird es mir gestattet sein, hier meine entgegengesetzte Meinung darzulegen. Es heißt bei Thietm. VI, 39: Tunc iterum sibi percaram Merseburg invisit, et, firmata ibi ad 5 annos mutua pace, cum consilio paucorum urbem Liubusnam dictam edificare et confirmare precepit, de qua multi etc. Giesebrecht S. 70 hat diese Stelle mit einer andern verbunden und schreibt dann: „Einige Jahre später (1011) mußten die sächsischen Großen einen fünfjährigen Landfrieden unter sich aufrichten; mit erhobener Rechten schwur der König bei seinen Lebzeiten die Fehden und Gewaltthätigkeiten des Adels nicht länger zu dulden; es war ein Eid, den bei den Verhältnissen der Zeit Bischof Thietmar als eine Vermessenheit ansah.“ In den Beweisen heißt es dann noch: „über den vom König selbst beschworenen fünfjährigen Landfrieden in Sachsen Thietmar VI, 39 und VII, 5.“ Dies zuletzt angeführte Capitel ist sehr lang. Thietmar erzählt darin, sein Neffe, Graf Werner, habe sich, am 7. November 1014 (!), ad urbem Bichlingi begeben, et domnam ejusdem Reinildam prius a se desideratam fraudatis custodibus rapuit invitam. Diese habe nämlich dem Kaiser gelobt, sie wolle sich nicht ohne seinen Rath und seine Zustimmung vermählen. Graf Werner wird dabei verwundet und läßt sich deshalb in einen benachbarten königlichen Hof bringen. Der Villicus meldet dieses dem Kaiser: et ejus mentem fecit nimis hilarem; speravit enim, eum in suam venientem potestatem, — periturum aut pretio ineffabili ab hoc redempturum. Darauf: nos ad presentiam cesaris vocati, quali presumptione suum nepos meus interruperit votum, ab eodem flebili lamentatione percepimus. Namque cum Brun a Milone inimico ejus in domo propria, ubi omnibus est pax habenda, occideretur, idque ab omnibus indigenis imperatori lugubriter intimaretur, multum rogatus, ut suorum more antecessorum tam sceleratis hominibus predium cum incolatu prohiberet, idque sacramentis firmare ex sua parte iussisset, elevatis manibus — Deo et cunctis presentibus illud se quamdiu viveret impleturum promisit. Et quia scimus, multo sacius esse, bonum non vovere Deo, quam postea declinare, rogitemus eum, cui haec dedit promissa, sicubi ea humanitatis gratia seu malo is fregerit ortatu, emendatione condigna resipiscat. Post imperatoriam la-

mentationem etc., worauf Thietmar den weitern Verlauf dieser Angelegenheit seines Neffen erzählt.

Wie ein directer oder auch nur indirecter Zusammenhang zwischen dem Frieden, von dem VI, 39 gesprochen, und dem was VII, 5 erzählt wird, gefunden werden kann, ist mir unklar. Ich vermag aber letzteres auch überhaupt auf keinen Frieden irgend einer Art zu beziehen, deute es vielmehr so: Eine Jungfrau wird wider ihren Willen aus dem eignen Hause geraubt. Der Räuber wird verwundet und begiebt sich auf einen benachbarten Königshof. Das hört der Kaiser und klagt darauf: Als Brun von Milo (wir wissen von beiden nichts) in seinem eignen Hause erschlagen und ihm dieses berichtet sei, habe er gelobt, solche lasterhafte Menschen (d. h. die, welche Hausfriedensbruch begangen), sollten nicht auf seine Güter kommen, und dieses Gelübde sei jetzt durch den Grafen Werner gebrochen. Im letzten der obigen Sätze sagt Thietmar nach meiner Ansicht nur: Gott möge dem Kaiser dieses wohl zu leichtsinnige Gelöbniß verzeihen.

Aber auch in dem Satze aus VI, 39 kann ich keinen Landfrieden erkennen. Hier ist der Gedankengang so: der Kaiser kommt nach Merseburg, richtet hier einen gegenseitigen Frieden für fünf Jahre auf und befiehlt, nur unter der Zustimmung von Wenigen, die Stadt Lebusa wieder zu erbauen. Thietmar ist wahrlich confus, aber daß er die Aufrichtung eines Landfriedens für Sachsen in so enge Verbindung mit der Erbauung einer Stadt im Gebiete und zur Beherrschung der Slaven gebracht hätte, das traue ich ihm nicht zu. Der Friede scheint mir mit einem slavischen Stamme abgeschlossen zu sein, vielleicht mit den Liutizen. Daß dieses ab und zu geschah, ergiebt sich aus Thietm. VI, 51: in Harneburg cum Sclavis confluentibus plurima discutiens, pace vero ibi firmata, rediit, und aus Wipo cap. 33: caesar coepit quaerere, ex qua parte (es ist von den Liutizen und Sachsen die Rede) pax, quae diu inviolata inter eos fuerat, prius corrumperetur. Auch die Verse im Prolog zum fünften Buche Thietmar's vermag ich nur so aufzufassen. — Wie überhaupt so ist auch bei Thietmar, z. B. IV, 2 und VI, 24. 59, eine pax mutua, ein gegenseitiges Verhältniß zwischen feindlichen Parteien. Unter Landfriede ist aber bisher immer etwas ganz Anderes verstanden worden; nämlich Institute des mittelalterlichen Staats in Gegenden, wo die Regierungsgewalt ganz darniederlag, durch welche, unter Androhung von Strafe, für eine gewisse Zeit allen denen, die es geschworen, die Aufrechthaltung der Ordnung zur Pflicht gemacht wurde. Wo nur Einzelne streiten und die Regierungsgewalt hinreicht diese zur Ordnung zu bringen, hat man nie daran gedacht, Landfrieden, also einen Ersatz für ein starkes Regiment einzusetzen. In Burgund und Frankreich kamen daher zuerst die Landfrieden, oder zunächst die noch nicht einmal so weit gehenden Gottesfrieden auf; in Sachsen konnte dazu noch gar keine Veranlassung sein. Auch in jenen Ländern würde man schwerlich zu dem Nothbehelf seine Zuflucht

genommen haben, wenn dort z. B., wie oben für Sachsen besprochen ist, Hausfriedensbruch etwas so Seltenes gewesen wäre, daß er eine allgemeine Entrüstung und ein Gelübde des Königs hervorzurufen im Stande gewesen wäre. Daß aber der König für sein deutsches Reich gar nicht zu so schwächlichen Mitteln, wie die Aufrichtung eines Landfriedens war, zu greifen brauchte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, ergiebt sich aus der Regierungsgewalt, die er hier ausüben konnte und auch wirklich ausübte, wofür wir ja allein aus Thietmar unzählige Beweise haben, z. B. IV, 14. 26. VI, 32. 36. 54. 59. VII, 5. 6. 11. 32. 34. 35. 37. VIII, 4. 5. 9. 10. 13. Daher wird es auch kommen, daß wir bei Thietmar keinen einzigen Fall haben, wo er klagt, der „aufgerichtete" Landfrieden sei gebrochen. — Aus allen von Giesebrecht sonst allegirten Stellen kann ich nur ganz gewöhnliche Ausübung der Regierungsgewalt erkennen, mit Ausnahme von VI, 7, wo uns eben Adalbold's Erweiterung vorliegt. Aber auch hier handelt es sich nicht um einen Landfrieden im bisherigen Sinne des Wortes: nicht den aufgerichteten Landfrieden, sondern den Frieden, der an und für sich im Lande sein soll, ließ der König beschwören. — Was sonst noch für Landfriedensbestrebungen Heinrich's angeführt wird, scheint mir noch bedenklicher zu sein. Der schwülstige Bebo schreibt in seinem bekannten Briefe: amatores pacis optant tibi gaudia salutis etc. Ein jeder Lobredner von Fürsten im Mittelalter preist, daß sein Held viel für den Frieden gethan, friedlich gewesen sei.

Man mag nun mit mir übereinstimmen oder nicht: so viel wird sich, wie ich glaube, aus dem Vorstehenden ergeben, daß der Nachweis für die Aufrichtung eigentlicher Landfrieden in dieser Zeit doch immer ein sehr bedenklicher ist. Schon aus diesem Grunde kann ich durchaus nicht zugeben, daß unter „lex" für jene Zeit entweder das gesammte Gewohnheitsrecht oder „vorzugsweise das einzige geschriebene Recht, die Landfriedensbestimmungen" zu verstehen sind. Giesebrecht führt zwei Edicte des Königs an, wodurch Streitigkeiten zwischen Dienstmannen verschiedener Kirchen beigelegt werden und die Ueberschreiter bestimmte Strafen erleiden sollen. Er sieht hierin Aufzeichnungen des Landfriedens. Grundverschieden davon sind die Urkunden, die man bisher hierunter verstanden hat. Wenn solche Streitigkeiten nicht auf die vorgeschriebene Weise beigelegt oder bestraft wurden, so konnte allerdings dadurch der Friede des Landes gefährdet werden, aber das geschieht stets, sowie die Gesetze übertreten werden. Ob eigentliche Landfrieden damals niedergeschrieben, wissen wir nicht. Wenn etwas derartiges geschehen, so können es jedoch nur ähnliche Aufzeichnungen wie die alten Volksrechte sein, in denen Strafen für die notirt wurden, die die Ordnung, also das Recht des Gemeinwesens brachen. — Unter lex ist aber, neben dem Gewohnheitsrechte, namentlich auch die obrigkeitliche Gewalt zu verstehen, z. B. Thietm. VII, 21.

24) So darf man wohl Thietm. VI, 21 und 36 combiniren.

25) Vita Meinwerci cap. 182.

26) Ademar, Histor. III, 37; SS. IV, 133.

27) Norbert, Vita Bennonis, cap. 4; SS. XII, 62.

28) Thietm. V, 7.

29) Thietm. IV, 9.

30) Adalbold cap. 22.

31) Hugo, Histor. Farf. SS. XI, 542.

32) Giesebrecht's Auslegung von Thietm. VI, 55 wird von den Annal. Quedlinb. zu 1015 unterstützt.

33) Thietm. VII, 36.

34) Daß auch unter Heinrich dieser Tribut gegeben wurde, möchte aus Wipo cap. 33 zu folgern sein. Conrad erhöhte später denselben.

35) Alpert, De divers. tempor. II, 14.

36) Hirsch I, 235.

37) Gfrörer IV, 1, pag. 91.

38) Provana, Studii critici pag. 390.

39) Hugo, Historiae Farfens., SS. XI, 542.

40) Was Gfrörer S. 88 und Giesebrecht S. 117 sonst noch hervorheben, weshalb gerade jetzt ein Römerzug minder bedenklich gewesen, scheint mir wenig auf sich zu haben. Ob der Erzbischof von Mainz jetzt Erkanbald, der von Magdeburg Gero hieß, während früher Willigis und Tagino die beiden Erzstühle inne hatten, ob das Herzogthum Sachsen jetzt durch einen Sohn des bisherigen Herzogs, das Schwaben's durch Ernst anstatt des unmündigen Knaben Hermann verwaltet wurde u. s. w., scheint mir für die allgemeine Sicherheit des Reiches nichts auszutragen. Richtig hat Giesebrecht bemerkt, daß sich der König in der letzten Zeit sogar noch mit dem mächtigen salischen Geschlecht verfeindet hatte.

41) Hugo a. a. O.

42) Das ist wohl daraus zu folgern, daß die beiden Erzbischöfe Walthard und Gero noch in dem Jahre 1012 ihre Pallien von ihm erhielten; Jaffé 3046. 3047.

43) Thietm. VI, 61; Annal. Colon., SS. I, 99: sine molestia.

44) Giesebrecht hat hier noch Arnulf I, 16 angezogen, allein das scheint mir doch bedenklich, da sich das hier Erzählte sehr wohl auf frühere Ereignisse beziehen kann.

45) Vgl. Giesebrecht S. 589, dazu Adalbold cap. 38; Gesta epp. Camer. I, 114.